

www.e-rara.ch

Die Antwort Alfred Meissner's

Byr, Robert

München, 1889

Zentralbibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-141369>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Jueyer

Die Antwort

Alfred Meißner's.

Von

Rittmeister Bayer

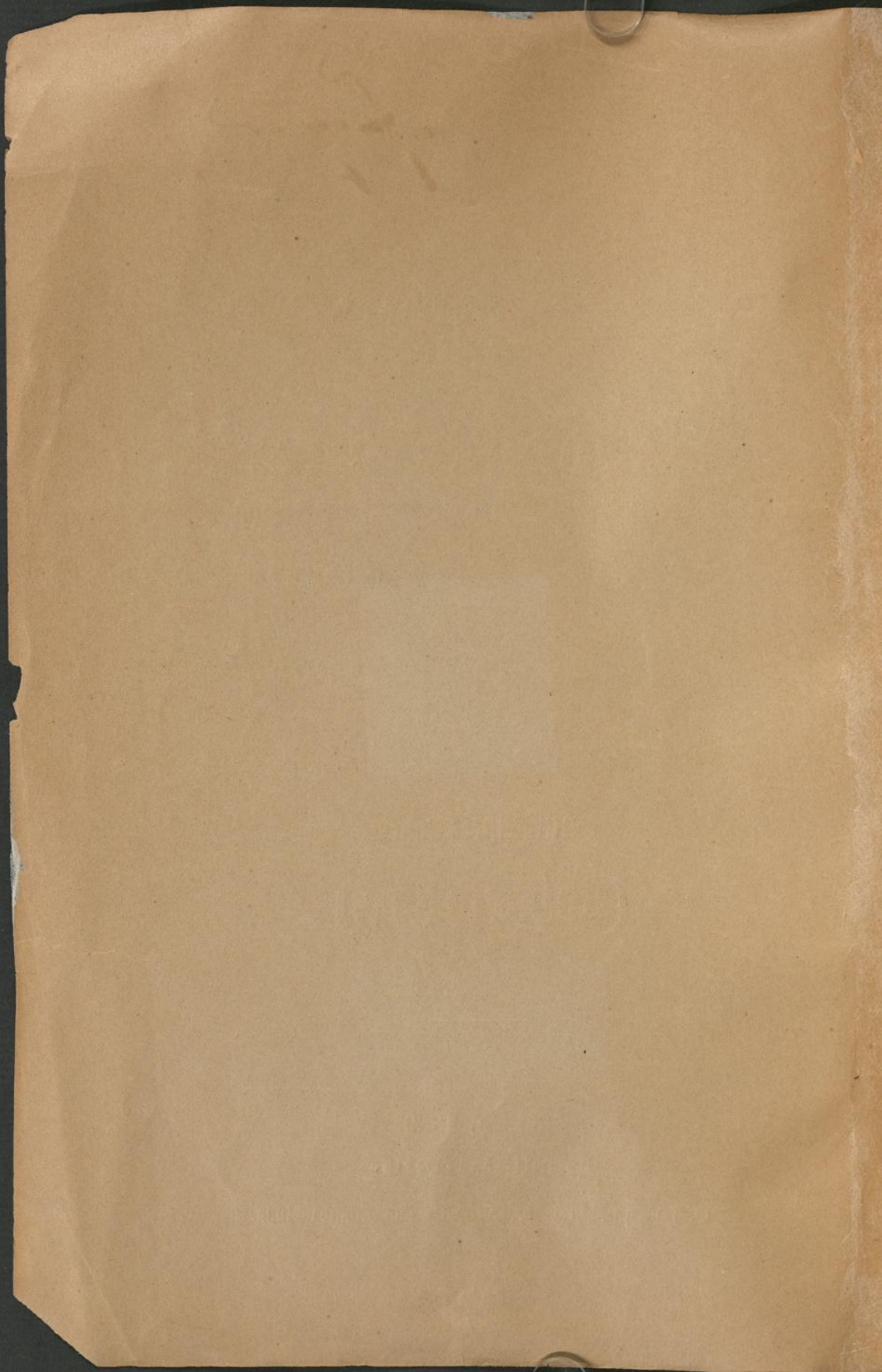
(Robert Byr.)

Im Auftrage
des Verfassers.

München, 1889.

Commissions-Verlag
der

G. Franz'schen h. b. Hof-Buch- und Kunsthandlung.



Die Antwort

Alfred Meißner's.



Rittmeister Bayer

(Robert Byr.)

München, 1889.

Commissions-Verlag
der

G. Franz'schen h. b. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

CFM K 899

Vier und einhalb Jahr ist es her, seit Alfred Meißner gestorben. Sein Andenken wurde geehrt, sein Name gepriesen, sein Bild von den Freunden, ja von allen, die ihn gekannt, liebevoll im Gedächtniß getragen und mit den Trauerblumen sanfter Erinnerung umkränzt.

Und nun, nach so langer Frist tritt ein Mann auf, der all das vernichten will und für sich selbst anspricht. Er erhebt eine schwere Anklage wider den Todten. Ruhm und Ehre fordert er ihm mit einem Schlage ab.

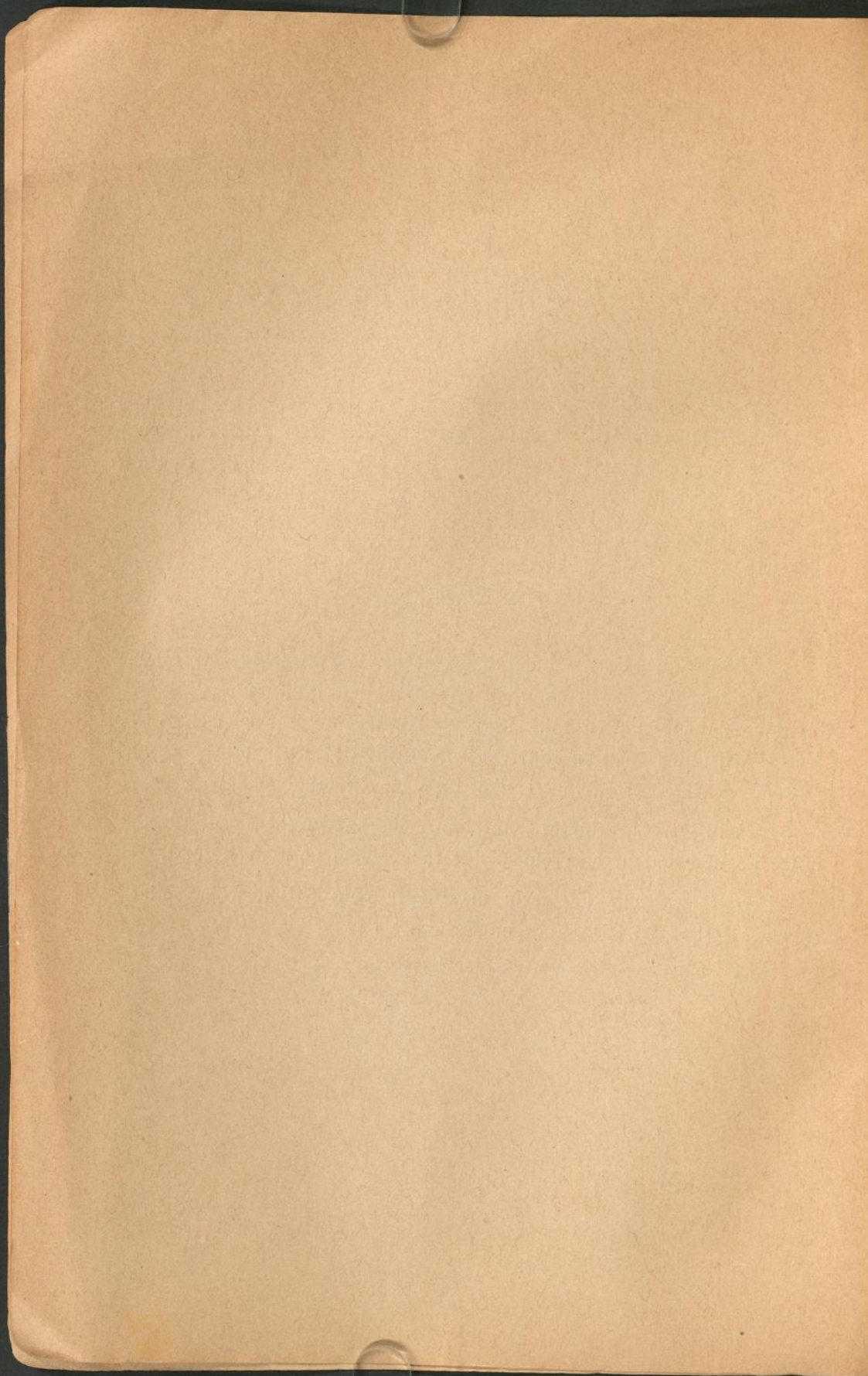
Ich wußte von dieser Absicht schon vorher und dennoch habe ich an mich gehalten. Es waren natürliche Gründe, welche jeder würdigen wird, die mir Schweigen auferlegten. Aber die Rücksicht auf das harmlose Gemüth der armen verwaisten Kinder Alfred Meißner's müssen beiseite gesetzt werden, wo die höhere Freundespflicht mich zur Zeugenschaft aufruft.

So will ich denn einstehen mit dem, was ich zu sagen weiß, doch werde ich mich darauf beschränken, nur knapp Thatsachen zu erzählen.

Vertheidigen mag sich mein angeklagter todter Freund selbst. Eine frevelnde Hand stört seine Ruhe im Grabe.

Wohlan denn! Seine eigene Stimme soll Antwort geben.





Alfred Meißner's letzte Tage.

Am 21. Mai 1885 ungefähr um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens wurde ich von unserm Stubenmädchen, Helene, geweckt, die in das Schlafzimmer kam und mich hastig ansprach:

„Herr Rittmeister, Sie möchten hinüber kommen — zum Herrn Doctor! Die Christine ist hier, der Herr Doctor muß unwohl sein — es ist Blut da!“

Ich fuhr bestürzt aus dem Bette.

Einige Tage vorher war Meißner von einer Reise, die ihn über Innsbruck, Kufstein, München, Teplitz nach Berlin führen sollte, wo er von seinen Bekannten schon seit Monaten zu Besuch erwartet wurde, ganz unversehrt nach kaum viertägiger Abwesenheit abends wieder zurückgekehrt.

„Ich bin nicht wohl“, sagte er mir damals bei der Begrüßung, „ich fürchte krank zu werden — einen Schlag. Mir flimmern Funken vor den Augen, ich fühle Schwindel. Wenn ich krank werde, will ich es lieber zu Hause sein, als in der Fremde. Ich bin schon auf dem Wege von Innsbruck nach Kufstein gewesen, aber in Schwaz wieder umgekehrt.“

Da ich meines Schwagers Aengstlichkeit in Betreff seiner Gesundheit kannte, legte ich diesen Worten kein großes Gewicht bei, tröstete ihn und hielt ihn auch für beruhigt, denn er gab schon in den nächsten Tagen zu, sich wohler zu fühlen und abgesehen von ein wenig Druck, den man ihm anmerkte, ließ nichts auf eine stärkere organische Störung schließen. Nur unsere Schwiegermutter, welche mit ihm bei den Mahlzeiten mehrere Stunden verkehrte, behauptete: es sei mit ihm nicht in der Ordnung, es gehe etwas vor in ihm.

Doch war er ja noch am Abende des 20. Mai mit seinem Söhnchen und uns nach Lindau gefahren und hatte dabei ganz wohl ausgesehen, hin und wider sogar anscheinend heiter geplaudert.

Und nun hatte ich also doch seine Klagen zu leicht genommen! — Mein erster Gedanke war: er habe einen Schlaganfall gehabt, ein heftiges Nasenbluten sei eingetreten oder eine Ader geplatzt.

So rasch ich konnte, eilte ich in Meißners Wohnung hinüber und fand im Vorhause des oberen Stockwerkes bereits meinen Schwiegersohn, der zuerst geweckt worden und mir so zuvorgekommen war, in Berathung mit Christine, dem Dienstmädchen meines Schwagers. Mein Schwiegersohn hatte noch nicht Zeit gefunden

in das Schlafzimmer zu treten und als ich den Fuß in dasselbe setzte, fand ich Meißner in seinem Bette liegen, die Decke bis über das Kinn hinaufgezogen.

„Was ist Dir denn, lieber Freund?“, fragte ich besorgt, aber schon indem ich mich über ihn beugte und er den Kopf wendete, bemerkte ich Blut an seinem Halse.

„Ich habe — ich habe — ich habe mich geschnitten“, sagte er stoßend, „mit dem Rasirmesser — ich war so zornig.“ Und dann setzte er mit dem furchtbaren Ernste, der sich in seinen Zügen aussprach, hinzu: „Ich kann nicht mehr leben!“

Meine erste Bewegung war, trotz des ungeheuren Schrecks, der mich befiel, doch die nach dem Waschbecken. Ich tauchte ein Handtuch in das Wasser, fand aber bereits ein solches um seinen Hals gelegt, welches er selbst festhielt und während ich es rasch mehrmals erneuerte, frisches Wasser und Tücher herbeischaffen ließ und nach dem Arzte schickte, suchte ich dem Armen besänftigend und aufrichtend zuzureden, indem ich seinen wiederholten Erklärungen: er könne nicht leben, er müsse sterben, mit liebevollen Vorwürfen und Mahnungen an seine Kinder und deren Großmutter, denen er sehr zugethan war, an uns alle endlich, zu bekämpfen suchte.

Seine Dienerin Christine war, beunruhigt durch sein Auf- und Abgehen in den Zimmern ober ihrem Schlafgemache, schon um 4 Uhr früh hinaufgekommen, hatte jedoch die Antwort erhalten: er fühle sich zwar nicht wohl, aber er brauche nichts, sie möge nur wieder schlafen gehen.

Später, beim Aufräumen der Wohnung, hatte sie durch die ungewöhnlicher Weise gegen den kleinen Verbindungsgang offenstehende Thür des Schlafzimmers ihren Herrn schon so im Bette liegen sehen, aus allerlei Anzeichen aber geschlossen, „daß etwas geschehen sei“ und war dann sofort, ohne das Schlafzimmer erst zu betreten, in's Haus hinüber geeilt, um uns zu wecken.

Der rasch erschienene Arzt legte nach Vereinigung der Wundränder einen lister'schen Verband an und traf sonstige Maßregeln. Seinen eigenen Schreck bemeisternd, sprach er mit der herzlichsten Theilnahme Meißner zu und gab uns dann, ohne daß es dieser hörte, die tröstliche Beruhigung, daß es sich hier keineswegs um eine schwere Verletzung handle, daß keine Ader durchschnitten, der Blutverlust nicht sehr groß und die Vernarbung binnen wenigen Tagen zu gewärtigen sei, wenn sich Meißner nur in unbedingter Ruhe verhalte und sich aus seinen Vorstellungen herausreißt. Er versprach, in wenigen Stunden wieder zu kommen.

Unterdeß waren die Blutspuren entfernt und alles in Ordnung gebracht worden. Wir waren nur bemüht, die armen Kinder vor einem erschütternden Einblick in das Geschehene zu bewahren, der Vater durfte für sie nur „erkrankt“ sein. Aus Schonung für ihn war es auch nöthig, daß wir wenigen Mitwiffer die That verschwiegen.

Der Kranke selbst hatte einen Schluck Kaffee verlangt, einige Züge aus einer Cigarre gethan und versank bald darauf in Schlaf.

Derselbe habe ihm gut gethan, sagte er als er nachmittags erwachte, er habe zwanzig Nächte nicht mehr geschlafen.

Unsere Schwiegermutter und ich waren in dem Momente im Zimmer bei ihm.

Wir gaben ihm freundliche Worte und er schien wieder zu entschlummern, diesmal aber ließ ihn sein rege arbeitender Geist nicht dazu kommen.

Ich wollte ihm Schweigen auferlegen, mußte ihn aber schließlich doch gewähren lassen, da ich von einem offenen Aussprechen Erleichterung für ihn erhoffte und es doch endlich auch wichtig war, zu wissen, was ihn denn zu dieser unerhörten That getrieben. So entspann sich ein Gespräch, das ich hier aus der noch grell lebendigen Erinnerung (sechs Wochen nach dem Erlebnis) möglichst genau niederschreibe.

Nachdem wir ihm den Todesgedanken auszureden versucht und ihm alles ausmalten, was seinem Leben noch immer Werth und Inhalt verleihe, kam er doch neuerdings auf seine früheren Aeußerungen zurück.

„Ich muß doch sterben,“ beharrte er, „ich kann nicht mehr leben! Es ist das Großartigste, so lange die Welt steht!“

„Aber sage doch, was soll Dich aus der Welt drängen? Du hast ja nichts Böses begangen, keine Schuld auf dem Gewissen.“ So suchte ich ihm den Wahn auszureden.

Er jedoch sah mich düster an und versetzte:

„Ja, ich habe eine Schuld. — Ich habe mich mit Hedrich eingelassen.“

„Mein Gott, Ihr könnt doch keinen Mord begangen haben!“ rief ich achselzuckend aus und das brachte selbst auf diese ernsten Lippen und in diese starren Augen den Schimmer eines flüchtigen Lächelns.

„Nein,“ sagte er sanft, „Mord habe ich keinen begangen. Ich habe niemandem im Leben Böses gethan.“

„So sprich Dich aus, wälze von der Brust, was Dich drückt. Laß uns darüber urtheilen. Ich bin überzeugt, es ist nur Deine Phantasie, welche alles steigert und ins düsterste Licht stellt und alles wird noch gut werden.“

Er zögerte noch einen Moment, aber sichtlich nur, um sich zu sammeln und begann dann:

„Ich stehe vor einer Flinte, ein Jäger ist hinter mir. Ein Mensch, der mich verfolgt und dem ich doch nur Gutes gethan. Es währet schon seit Jahren, ich ertrage es nicht mehr. Ich kann den Kampf nicht durchführen. — Wir waren vor fünfunddreißig Jahren in Traunkirchen zusammen, wir waren gute Freunde geworden, wir hatten gleiches Streben. Sein Verstand war scharf, er hatte zuweilen ausgezeichnete Ideen, aber er arbeitete wenig, er kam nicht vorwärts. Wir theilten einander unsere literarischen Pläne mit, wir kritisirten sie, man nahm die vorgeschlagenen Aenderungen an oder nicht, je nachdem. Es war eben, wie es unter Freunden zu sein pflegt. Ich hatte eine Menge Ideen, Pläne, er fand manche glückliche Wendung. Ich gab ihm den Stoff für Mokagama, Clairon u. s. w. Es war ein Bund. Arm und verlassen schloß er sich mir an, ich half ihm aus,

soweit meine Mittel reichten, die damals sehr beschränkt waren. Ich verwendete mich für ihn, als er das Ausweisungsdecret erhielt, für seine Stücke, für seine Novellen, ich gab zwei davon mit einer Vorrede von mir heraus, die bei Zanke erschienenen Nachtstücke „Im Hochgebirge“. Ich that, was ich konnte. Zum Dank dafür will er mich nun vernichten. Er will mich belangen, er droht, er hat etwas vor, eine Klage oder so etwas. Er ist ein unheimlicher Mensch, der seine Absichten mit eisernem Willen durchzusetzen gewöhnt ist. Wie könnte ich ihn zurückhalten, er wäre mit den höchsten Summen nicht zufrieden. Ich kann das Vermögen meiner Kinder nicht schmälern, muß es ihnen bewahren. Seit ich mit meiner Frau in Davos war, fing es an. Da kam aus Monaco sein Brief, daß er es sei, der mir die Gedanken zu meinen Arbeiten gegeben, daß er ihr Urheber sei, daß er es der Welt enthüllen wolle. Ich habe ihm damals meine Meinung gesagt. Er hat sich dann freundlich wieder angenähert, aber jetzt beginnt er von neuem, er ist ein Rasender. Wie soll ich jetzt, nach soviel Jahren nachweisen, was von ihm, was von mir ist? Was er dazu that, habe ich ja, so wie es von ihm kam, nicht brauchen können. Es war alles hart und starr, wie er selbst ist. Alles mußte ich umändern, man braucht ja nur seine Sachen mit den meinigen zu vergleichen, um den Unterschied zu erkennen. Aber ich soll die Beweise führen, das kann ich nicht mehr, ich bin müde, ich mag den Kampf nicht mehr bestehen. — Er will **mich** inspirirt haben — er mich. — Wie lächerlich! Ich, der ich immer Pläne in Fülle hatte, der ihm noch welche abgab, der ich soviel Erfahrungen, Belesenheit und Wissen besitze, soll ihm etwas zu verdanken haben, soll nichts sein, soll das alles über mich ergehen lassen!“

„Aber das muß er ja doch erst erweisen“ wandte ich beschwichtigend ein, da sich Reißner in leidenschaftliche Erregung hineingeredet hatte. „Weiß ich denn nicht, wie Du zur Zeit, als Du die „Kinder Roms“ schriebst, die genauesten Lokalstudien triebst und selbst nach Lobositz reitest —

„Und zweihundertsechzig Brochuren, Bücher und Blätter über Zeit und Gegenstand durchlas“, fiel er bitter ein. „Wo hätte er, der so bequem war, nur die Zeit dazu gefunden. Er, der drei Jahre zu seinen „Dorstartuffe“ allein brauchte, an dem er in jedem Brief rastlos zu arbeiten behauptete!“

„Ich erinnere mich selbst noch, wie Du mir Hedrich lobtest, daß er manchmal ausgezeichnete Einfälle hatte, wie in „Schwarzgelb“, wo er dich aufmerksam machte, daß der Dolch wieder gefunden werden müsse, welchen Rath Du auch befolgt hast. Und hast Du mich nicht über eine militärische Episode in Deinem „Babel“ um technischen Rath gefragt? fuhr ich fort Und wenn Du mir in frühern Jahren dies und jenes vorgelesen, meine Ansicht erwogen, wohl auch eine Bemerkung benützt? Wollte ich daraufhin den Anspruch erheben, dein Mitarbeiter zu sein, würde ich mich ja nur vor aller Welt blamiren. Sei ruhig, so wenig mir das einfiel, ebensowenig wird ein Anderer mit solcher Drohung Ernst machen.“

Ich war des festen Glaubens, daß ich es hier mit einer Wahnvorstellung zu thun habe. Dieselbe Geschichte hatte er mir, ungefähr in denselben Worten, schon vor Monaten erzählt und auf seine Frage, was er thun solle, von mir den Rath erhalten, die Sache herankommen zu lassen, und wenn sie überhaupt komme, dem Angriffe fest zu stehen und sich muthig und gelassen zu vertheidigen. Seit Jahren hatte ich Hedrich im Hause, wo er gastlich aufgenommen wurde, wenn er seit 1869 von Zeit zu Zeit erschien, verkehren gesehen. Ich wußte, wenn auch nur ganz im Allgemeinen, von der finanziellen Beihülfe, die ihm von Meißner zu Theil ward, von Meißners Unwillen, wenn er wieder um eine solche angesprochen wurde und meinte also nur eine Verbitterung höheren Grades, welche das alte Freundschaftsverhältniß störe, vor mir zu haben. Hatte ich es doch erfahren, wie Meißner, so sanft, ja weich er in der Regel war, zuweilen in jähem Zorn aufbrennen konnte und wie rasch dieser wieder hinwegschmolz.

Damals, als er jenen Brief in Davos erhalten, erzählte er mir während einer seiner kurzen Besuche in Bregenz beiläufig davon; sagte, daß er ihn im Zorn zerrissen und citirte in heißer Aufwallung einen Passus seiner Antwort darauf: — „Ich habe Sie einst wie einen Hund aus dem Wasser gezogen und Sie fallen mich nun zum Dank dafür wüthend an.“ Den Ausdruck hatte ich stark gefunden und war um so mehr verwundert, daß Meißner wieder in Beziehungen zu Hedrich trat, als dieser nach einiger Zeit erschien und sich annäherte. „Ich hätte gedacht, nach einem solchen Briefwechsel könne man nicht wieder zusammenkommen“, äußerte ich. Er jedoch erwiderte: „Was willst Du, er sagte zu mir: „Wir sind doch alte Freunde, wir wollen die Worte nicht abwägen. Ich stehe allein, ich habe Niemand, mit dem ich gewohnt bin, so alle Gedanken auszutauschen. Sollen wir am Rande des Lebens auseinandergehen?“ So sprach er und Thränen hatte er in den Augen. Hedrich ist im Grunde doch ein Gemüthsmensch.“

So that ich denn mein Bestes, um den Kranken aus der diesmal so hoch gestiegenen Erregung zu bringen. Er hatte jedoch noch etwas auf dem Herzen und das rang sich los.

„Er wird aber gegen mich auftreten, hat es vielleicht schon gethan. **Ich bin in eine Falle gelockt worden.** Ich weiß nicht, wie ich es thun konnte, aber ich habe seinem Andrängen nicht widerstehen können. Vor einigen Jahren, als er hier war, kam er zu mir und sagte: „Ich möchte etwas schreiben, habe aber keinen Stoff, können Sie mir keinen geben?“ — Ich schenkte ihm einen und er hat den Roman geschrieben. Weil er nun aber sah, daß seine Arbeiten jahrelang herumwanderten, ohne untergebracht zu werden und schließlich nur in kleinen Blättern gegen bescheidenes Honorar Aufnahme fanden, hat er mir die Schuld daran beigemessen. Du weißt, wie ich da und dorthin schrieb und mich für die Manuscripte verwendete. Er aber behauptet, es sei die Folge meiner Intriguen gegen ihn, ich wolle ihn nicht zur Geltung kommen lassen, ich solle das Gegentheil beweisen.“

Ich ließ mich überreden und habe eingewilligt, seinen Roman unter meinem Namen einzuschicken, um ihm zu zeigen, wie sehr es mir am Herzen lag, ihm aufzuhelfen. Sobald ich Nachricht von der Annahme erhielt, wollte ich der Redaction erklären, daß ich es nur gethan, um sie wenigstens zur Lecture des Manuscriptes zu veranlassen, daß das Werk aber nicht von mir sei.“

Auf meinen bestürzten Ausruf, wie er das thun konnte, blickte er mich schmerzlich an.

„Ja, siehst Du, nun verachtest Du mich und ich **spreche doch die Wahrheit mit dem Tode in mir**. Ich bin ein todter Mann! Du, Karl, *) verachtest mich — Mama, auch Du wirst mich verachten?“

„Nur bedauern, nur bemitleiden, was uns unbegreiflich ist,“ versicherten wir ihm angelegentlich.

„Jetzt ist es mir selbst unbegreiflich,“ sagte er, „schon damals bei „Norson“ hätte ich merken sollen, was er wollte.“

„Was sagst Du? „Norbert Norson“ ist ja doch auf die Tagebuchblätter Deines Vaters gebaut.“

„Gewiß und was mir Hedrich hineingesetzt, ist mir gelungen, ganz wieder herauszuarbeiten, aber diesmal ekelte mich die Arbeit an, schon die Lecture langweilte mich. Er gab nicht nach, er trieb und trieb, wie früher schon immer zum Schreiben. Ich ließ mich überreden und that ihm seinen Willen. Unbegreiflich, unbegreiflich! Mein Geist war verschleiert, ich hätte sonst erkennen müssen, worauf es abgesehen war. „Jetzt habe ich Sie in meiner Hand!“ sagte er zu mir — er ist ein Teufel! Eine Falle war es, in die ich gegangen. — Ein Jago, ein Jago, und ich hab' ihn einst so lieb gehabt! — Ich bin ein todter Mann, aber man wird es ja lesen, man wird ja vergleichen, unterscheiden können; sein Styl, seine Führung, alles ist anders wie bei mir. — Er ist ein furchtbarer Mensch, er brütet über etwas, er reicht eine Klage ein!“

„Die von keinem Gerichtshofe der Welt angenommen wird!“ warf ich ein. „Hast Du denn Honorar dafür empfangen?“

„Er wurde ja nirgends angenommen und dann sage ich Dir doch, daß ich Hedrich als Verfasser genannt hätte. „Sein Geld genommen!“ fuhr er herbe lächelnd fort. „Ich habe ihm ja, weil er in Noth war, sogar einen Vorschuß darauf gegeben. Achttausend Mark.“

„Aber das ist ja eine Summe, die Du nicht für eine Deiner eigenen Arbeiten erhalten hättest.“

„Und er ist auch damit nicht zufrieden. Mit der literarischen Frage ist es noch nicht beendigt; es kommt dann auch noch eine finanzielle.“

„Ich begreife nicht, welche Ansprüche er machen könnte. Du fassst es zu krankhaft auf. Selbst den Fall gesetzt, er hätte an Deinen Werken mitgearbeitet,

*) Mit dem Namen „Karl“ werde ich gerufen.

so müßte er ja, wenn ich rechne, was Du mir darüber mitgetheilt, im Laufe der Jahre schon längst so viel bekommen haben, als das Honorar ausmacht.“

Leise nickte er.

„Natürlich! Mehr! Weit mehr!“ Er suchte sich aufzurichten und sah mich mit düsterer Angst an, während er schloß: „Weißt Du, was er mir gesagt hat? Sie wissen, ich habe einen durchdringenden Verstand und einen eisernen Willen. Ihre Bücher müssen meine Bücher werden — Ihr Geld mein Geld!“ — Du siehst, ich muß sterben, denn meinen Kindern soll ihr Vermögen nicht genommen werden. Ich kann nicht kämpfen, ich bin sterbensmüde. So ist es gekommen.“

„Und Du hast, Freund“, konnte ich mich nicht enthalten, bewegt auszurufen, „in Deiner Verblendung und in Furcht gejagt durch Deine eigene überhitzte Phantasie, den zweckwidrigsten Schritt gethan in Deinem Leben! Wird Dein Tod nicht erst eine Waffe in die Hand Deines Gegners geben, angenommen, daß er seine von Dir vielleicht übertrieben aufgefaßte Drohungen in der That verwirklichen will? Wird man nicht sagen: Gewissensbisse hätten Dich so weit getrieben? Deine Schuld, wie Du sie bekennst, ist nicht so groß, daß sie mit dem Tode gesühnt werden müßte. Wer ihm andere, schwerere Motive unterschiebt, den könntest Du nicht einmal mehr widerlegen!“

Groß, erstaunt, erschreckt sah er mich an, die Erkenntniß ging grell in ihm auf; nach einer kurzen Pause erst murmelte er zurücksinkend:

„Es ist wahr — ich habe eine Dummheit gemacht!“

„Zum Glück bist Du ja noch am Leben und alles läßt sich gut machen!“ fiel ich ein.

„Wie denn? Ich bin zu Tode verwundet, nichts kann mich retten!“

Jetzt erst kamen wir dazu, ihm seinen Irrthum zu benehmen, auch die Voraussetzung, daß bereits alles bekannt sei und nun doch die Wirkung auf die öffentliche Meinung dieselbe bleibe. Er möge sich nur beruhigen, den Anordnungen des Arztes folgen und hauptsächlich die Todesideen bekämpfen, damit er bald wieder gesund werde, binnen wenigen Tagen so frisch, aber klarer wie vorher, dann könne er sich von der Unhaltbarkeit seiner Befürchtungen überzeugen, oder wenn der Sturm dennoch käme, demselben mannhaft Stand halten.

Er war der festen Meinung, es müßte bereits alles in die Oeffentlichkeit gedrungen sein, wie er schon Tags vorher der Ueberzeugung gewesen, man habe ihm das Ausbleiben der Post nur vorgespiegelt, um ihm die Angriffe zu verheimlichen, die in den Tagesblättern stünden und sich diesen und jenen bedeutungslosen Umstand irrigerweise dahin ausgelegt hatte, als wichen ihm darum die Begegnenden — ja, ich selbst mit — geringschätzig aus.

Er hatte dieselbe Geschichte, wie uns soeben — das erfuhr ich erst später — einige Tage vorher bereits zwei höheren Amtsleitern vorgetragen, ohne daß ihre beruhigenden Worte seine Aufregung nachhaltig zu beschwören vermochten. Nun aber glaubten wir hoffen zu dürfen, daß unser gemeinsames Zureden Eindruck

gemacht. Er nahm es sanft auf und gab mir schließlich die Hand darauf, nichts mehr gegen sich zu unternehmen und auch fernerhin keinen Schritt mehr zu thun, ohne ihn uns vorher mitzutheilen. Wir legten ihm nach des Arztes Anordnung Schweigen auf, doch übergab er uns zuvor noch ein Abschiedsschreiben*), das er in der Nacht hingeworfen und nun aus der herbeigeholten Mappe nahm.

„Zweimal“, sagte er, „habe ich die ganze Geschichte über Hedrich ausführlich niedergeschrieben und einmal noch angefangen, doch alles wieder verbrannt, — dies ist nun mein letzter Brief an Euch.“ **) —

Es schien, daß er jetzt wirklich einigermaßen Ruhe gefunden, aber die Hoffnung, der wir uns hingaben, war trügerisch. Zu tief in's Gemüth hatten sich Kummer und Sorgen schon eingefressen, zu sehr hatten Ueberdruß und die beängstigenden Vorstellungen sich seiner bereits bemächtigt, all die Aufregung konnte ja nicht ohne Rückwirkung auf den Organismus bleiben und so entwickelte sich denn im Verlaufe von neun Tagen die schwere Krankheit vollends, die schließlich auch den Tod herbeiführte.

Während die Heilung der Wunden, wie der Arzt vorhergesagt, rasch und leicht vor sich ging, traten immer deutlicher die heftigsten Symptome der Hirnhautentzündung hervor. Stundenlang lag der Kranke in kaum verständlichem, leidenschaftlichem Murren und Flüstern und in düsterer Grübeleien, die sich bis zu Versuchen, unsere Aufmerksamkeit zu täuschen, steigerte. Zuweilen wechselten mit diesen Anfällen und dann wieder eintretendem dumpfen Schläfe lichte Augenblicke. Zwischen Delirien, zumeist aber nach einem Schlummer, schob sich hie und da ein Moment der Klarheit ein, die unsere sinkende Hoffnung neu belebte. Der Kranke konnte dann ganz verständlich, ja sogar scharfsinnig über verschiedene Dinge sprechen, auch seine volle Herzensgüte zeigte sich in einzelnen Zügen, so z. B. wenn er mir bei der Mittheilung, daß ich einen an ihn mittlerweile eingelaufenen Brief — er hatte mich ermächtigt, alle zu eröffnen — in seinem Sinn erledigt und dem fernem Freunde aus momentaner Verlegenheit geholfen, nicht nur lebhaft beistimmte und dankte, sondern dabei eindringlich mahnte, doch auch einem anderen Freunde, „dem guten armen H.“, eine bestimmte Summe zu schicken, oder wenn er mit seiner im Stillen vielgeübten Gewohnheit des Wohlthuns mich an Geschenke erinnerte, welche den armen Schulkindern nach seinem Tode gemacht werden sollten.

Nach seinem Tode! — denn dabei blieb er, wie klar auch sonst seine Auffassung sein mochte. Der Selbstvernichtungswahn wich nicht von ihm. Unablässig kehrten seine Gedanken darauf zurück. Nach seinem Selbstmordversuche sei es nun zu spät, den Kampf aufzunehmen, er sei zu müde dazu, zu erschöpft. Das Leben sei ihm eine Qual, er wolle und müsse sterben. Es war fast unmöglich, sein immer und immer wieder an mich und selbst an seine greise Schwiegermutter ge-

*) Siehe Anhang.

**) Ich bestätige die genaue Wiedergabe der Mittheilungen, welche mein Schwiegersohn, Alfred Meißner, mir und seinem Schwager, Rittmeister Bayer, auf dem Sterbebette gemacht hat.
Fanny von Begg.

stetstes Verlangen um eine Pistole, um ein Messerchen, zu dämpfen und gar schmerzlich hat er den mit der größten Aufopferung und Selbstverleugnung um ihn bemühten Arzt, den ihm in treuer Freundschaft ergebenen Dr. Theodor Schmid, gekränkt, als er denselben — während wir den Kranken eines veralteten Prostataleidens wegen einmal in's warme Bad setzten — mit Vorwürfen überhäufte, daß er ihn am Leben zu erhalten trachte, statt ihm Gift zu reichen und ihn dafür seinen „Verderber“ nannte.

Besorgt um die weitere Entwicklung, mußten wir die Consultation eines Psychiaters wünschen. Wir sahen uns außer Stande, diese Art der Ueberwachung allein fortzusetzen. Unausgesetzt war ich oder mein Schwiegerjohn unmittelbar am Bette und zwei oder drei Personen befanden sich im Nebenzimmer, da man keinen Augenblick vor einem jähen Aufspringen, oder einem im Liegen gemachten Versuch, der wenigstens die Genesung verzögern konnte, sicher und der Kranke überraschend kräftig war. So setzten wir uns denn mit dem renommirten Astyle Bellevue in Kreuzlingen bei Konstanz in Verbindung und daselbe entsendete Herrn Dr. Rank, welcher durch andere Aufgaben zurückgehalten, erst am 23. Mai Abends hier in Bregenz eintreffen konnte.

Auf seine genaue Untersuchung hin, wurde beschlossen, den Patienten der Anstalt zu übergeben, damit unter der sorgsamsten sachlichen Pflege die Geisteskrüfung womöglich geheilt werde, nur meinte der Arzt die Ueberführung noch verschoben zu sollen, bis sich das hohe Fieber einigermaßen gelegt und die durch dasselbe hervorgerufene Schwäche wieder mehr gehoben habe.

Da die Anstalt auch bereitwillig Krankenwärter geschickt hatte, so war wenigstens die Möglichkeit gegeben, abwechselnd einzeln ein paar Stunden zu ruhen, um unsere Kräfte für die Anforderungen der schweren, verantwortungsvollen Pflicht zu erhalten. Der Patient, der die ihm eingeslößte leichte Nahrung nicht mehr verweigerte, schien sich zudem körperlich rasch zu erholen, so daß es schon am 27. möglich wurde, Dr. Rank abermals zu berufen. Auch er fand die Lage insofern gebessert, daß er es wagen zu dürfen glaubte, den Transport für den kommenden Morgen anzusetzen, womit sich Meißner, durch meinen Zuspruch vorbereitet, einverstanden erklärte — vielleicht nur, weil er unterwegs weniger überwacht zu sein und so Gelegenheit zu finden hoffte, seinen hartnäckig festgehaltenen Zerstörungsplan auszuführen.

Dem wäre freilich durch die getroffenen Anordnungen vorgebeugt gewesen. Allein es sollte nicht einmal zu dem Versuche der Abreise kommen. In den spätern Abendstunden noch steigerte sich die Unruhe und überreizte Lebhaftigkeit bis zum Delirium, auf welches nach Mitternacht ein lethargischer Schlaf folgte und als der Patient nach 4 Uhr morgens geweckt wurde, verfiel er sofort in eine tiefe Ohnmacht, aus der ihn nur die rasch eingreifende Hilfe der beiden anwesenden Aerzte wieder zu sich brachte. An eine Ueberführung war nicht zu denken; der

Zustand gab zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß, wiewohl er sich unter tags abermals etwas hob.

Von da an hat Meißner nur noch wenig und ganz unzusammenhängend gemurmelt, wenn eine Pause in seinem Hindämmern eintrat. Am 29. Mai, gegen Mittag, als mit den Wärtern alle Familienglieder — ausgenommen die Kinder, welche auf die Frage, ob sie den schwererkrankten Papa sehen wollten, in schmerzlicher Bewegung schein verneinten und denen wir den tiefergreifenden Eindruck ersparen wollten — um den Kranken versammelt waren, trat das Ende ein.

Ohne merklichen Uebergang, fast ohne vorbereitende Anzeichen kam der Tod, der den Armen von seinen furchtbaren Leiden erlöste. Ein paar tiefe Athemzüge und der schlummernde Freund war von uns gegangen.



Der weitere Verlauf.

Die nächsten Tage verstrichen uns, die wir alle übermüdet und von den Gemüthsbewegungen bis an die Grenze des Ertragbaren erschöpft waren, unter den traurigen Vorbereitungen für das Begräbniß. Der Leichnam wurde von den beiden behandelnden Aerzten unter Assistenz des hiesigen Gerichtsarztes und des Todtenbeschauers secirt und der Befund auf meinen Wunsch in einem Protokolle niedergelegt. Ich hielt dies auf alle Fälle für nothwendig, wenn feindliche Angriffe auf den Todten, deren Tragweite ich nicht ermessen konnte, mich vielleicht doch zur Veröffentlichung des Krankheitsverlaufes zwingen sollten.

Zunächst bestärkte das Schweigen desjenigen, von welchem sie ausgehen sollten, unsere Annahme, daß dieser grauenhafte Schatten nur in Meißner's überhitzter, kranker Phantasie emporgewachsen sei. Fünf volle Wochen vergingen, ohne daß uns auch nur ein Zeichen von dem ehemaligen Freunde des Verstorbenen zugekommen wäre, obwohl gerade der Umstand, daß auch nicht ein Wort des Beileides von ihm einlief, das Mißtrauen wach erhalten mußte, denn noch am Vorabende des Begräbnisses, also zu einer Zeit, wo der Tod Meißner's schon allgemein bekannt war, in allen Zeitungen stand und die Partezettel, von denen auch einer Herrn Hedrich zugesandt wurde, an ihre Adressen gelangt sein mußten, war er in der Nachbarstadt Lindau gesehen worden, wo er von Monaco kommend, seit Monaten lebte.

Seine Frau hatte ihn diesmal nicht begleitet und ein während Meißner's Krankheit an ihn aus Edinburgh eingelaufener Brief, worin sie erklärte, zwischen ihm und ihrem Gatten in einer ihr nicht recht verständlichen Angelegenheit nicht vermitteln zu können, hatte mir gezeigt, daß mein Schwager sich auch an sie gewendet. Sie mußte ihrem Gatten doch davon Mittheilung gemacht haben und dann war es um so befremdlicher, daß dieser jetzt schwieg. Wenn er ein gutes Gewissen hatte, warum kam er nicht, warum gab er auch nicht das kleinste Lebenszeichen?

Als ich ihn am Tage nach dem Begräbnisse in Lindau selbst aufzusuchen ging, war er — ohne seine Adresse zu hinterlassen, abgereist.

So waren wir ohne Anhalt. Wir glaubten annehmen zu dürfen, angesichts der erschütternden Katastrophe müsse doch, selbst wenn die von dem Sterbenden erzählte Geschichte nicht ein Hirngespinnst war, in dem Ueberlebenden ein Funken alter Freund-

schaft wiedererwacht sein, daß ihn eine menschliche Regung der Reue abhalten würde, seine sicherlich nicht so böse gemeinten und nur von krankhafter Empfindlichkeit schlimmer ausgedeuteten Drohungen noch über das Grab hinaus in's Werk zu setzen.

Wir hatten uns getäuscht.

Am 4. Juli abends erhielt ich folgenden in London registrierten Brief:

„Edinburgh 1. Juli 1885.

Verehrter Herr Rittmeister!

Die Nachricht von Meißners Tode hat mich ganz unvorbereitet getroffen. Ich habe leider von seiner Erkrankung kein Wort erfahren, wiewohl ich in nächster Nähe weilte und noch in den allerletzten Tagen manchen gemeinsamen Bekannten gesprochen hatte. Auch bei seinem letzten Besuche, den er mir, offenbar nur ganz kurz vor seiner Erkrankung, in Lindau abgestattet haben konnte, war mir in seinem Benehmen, noch in seinen Worten Etwas aufgefallen, was irgend einen beunruhigenden Gedanken in mir geweckt oder gar die herannahende Katastrophe angedeutet hätte. Er hatte die Absicht, am Ende der Woche aus gewissen zwingenden Gründen nach Berlin zu gehen und versprach, vor der Abreise noch einmal zu mir zu kommen.

Ich muß bezweifeln, daß er in einer lektwilligen Verfügung über die Autorrechte der unter seinem Namen erschienenen Werke irgend eine Aufklärung hinterlassen haben wird, wozu er nach Ehre und Gewissen verpflichtet gewesen wäre und ich erkläre und enthülle mich hiermit, als der alleinige und ausschließliche Autor der Romane Zwischen Fürst und Volk, Sanfara, Zur Ehre Gottes, Schwarzgeld und Babel, Neuer Adel, der Kinder Roms, sowie der meisten dazwischen entstandenen Novellen und kleineren Erzählungen.

Mit Meißners vier Bändchen Gedichte habe ich Nichts zu schaffen.

Unmittelbar nach der Veröffentlichung der Kinder Roms in der alten Presse in Wien im Dezember 1869, deren letzten Band ich in Meißners damals kaum recht bewohnbarem Hause geschrieben hatte, brach ich das bis dahin sechzehn Jahre bestandene Verhältniß plötzlich ab und wäre noch weiter gegangen, wenn mich nicht Rücksichten auf eine Freundschaft, an die ich damals noch halb und halb glaubte, bewogen hätten, das schwere Opfer längerer Geduld und Rücksicht zu bringen, dennoch ließ ich aber das frühere literarische Verhältniß bis zum Jahre 1880 vollständig abgebrochen.

Aus diesem Grunde war den „Kindern Roms“ kein großer Roman mehr gefolgt und Meißners vielgerühmte Fruchtbarkeit der letzten Epoche hatte ein plötzliches Ende. Zehn Jahre lang seinen eigenen Kräften überlassen hat er verhältnißmäßig nur wenig veröffentlicht, darunter die Bildhauer von Worms und die feindlichen Pole. Diese beiden Erzählungen, die hinter den Problemen der früheren Romane weit zurückbleiben, unterscheiden sich in charakteristischer Weise, sowohl in der Form, als der Diction von den von mir verfaßten Werken und sind Proben von Meißners eigener Leistungskraft.

Alein ich konnte dem literarischen Schicksal, welches mir die Gewalt unberechenbarer, zum Theil von meinem Willen unabhängiger Umstände geschaffen hatte, auf die Dauer nicht trotzen.

Das abgeschüttelte alte Verhältniß mußte entweder wieder aufgenommen oder der selbstmörderischen Entfugung ein Ende gemacht werden, zu welcher mich nichts auf der Welt verpflichtete und die schon beinahe ein Menschenalter dauerte.

Mit diesen Gedanken erschien ich nach mehrjähriger Abwesenheit im Jahre 1880 in Bregenz, veröffentlichte „Die Prinzessin von Portugal“ unter dem Namen Mf. Meißner, schrieb im darauffolgenden Jahre die Nooson-Fabel und brachte im Herbst 1883 einen neuen großen Roman, an dem ich zwei Jahre gearbeitet habe, der den wiedererstandenen Autor der Sanfara, Schwarzgelb und Kinder Roms auf jedem Blatte verräth und vielleicht die genannten Werke an Originalität und Kraft überragt.

Dieses Werk, die Schätze von Sennwald betitelt, sollte auch unter dem Namen Mf. Meißner in die Welt gehen und war auch etlichen Redaktionen zur Einsicht eingesandt worden, als ein folgenschwerer Vorfall plötzlich die ganze Lage vom Grunde aus änderte. Das war im Herbst 1884.

Ich erschien plötzlich in Lindau und gestattete die Veröffentlichung der Schätze von Sennwald unter dem Namen Mf. Meißner nicht mehr. Mit der vollen Anerkennung meiner Autorschaft war es jetzt unerbittlicher Ernst.

Die Krisis war nicht neu und dauerte eigentlich schon dreißig Jahre, aber die Gründe und Rücksichten, durch welche die vorhergegangenen Krisen immer beigelegt worden waren, hatten jetzt zu existiren aufgehört.

Mit meinem allerneuesten Roman, den ich in Lindau im Frühjahr dieses Jahres vollendet hatte, wollte ich auftreten und meine Autorrechte geltend machen, damit die interne Evidenz meiner Ansprüche noch mit einem neuen Werke verstärkt werde. — Eine Evidenz, die nicht minder überzeugend wirken muß, als das sämmtliche juridische Material, über welches ich verfüge.

Meißner, der das Ereigniß seit Monaten herankommen sah und meinen Entschluß weder erschüttern, noch irgend einen Widerstand entgegensetzen konnte, wandte sich zuletzt an meine Frau mit einem Briefe, in welchem er um ihre Vermittelung und Verwendung bat, um die drohende Gefahr zu beschwören.

Dies war wohl sein letzter Brief, einige Tage nach dem letzten Besuche, den er mir in Lindau abgestattet hatte, geschrieben. Meine Frau hat ihm geantwortet und ihre Antwort muß wenige Tage vor Meißner's Tod in Bregenz eingetroffen sein.

Unter Meißner's Schriften muß sich mein Roman, die Schätze von Sennwald, befinden. Wie Sie aus den vorangegangenen Enthüllungen gesehen haben, ist es nur eine Abschrift, mag Mf. Meißner als Autor darauf genannt sein oder nicht. Das Urmanuscript, von meiner Hand geschrieben, befindet sich in meinem Besitze und ich habe allein das Recht, dieses Werk zu veröffentlichen.

Ferner ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß sich unter Meißner's Papieren eine Abschrift meiner Gedichte, 40—60, von seiner Hand zu einem heimlichen Zwecke angefertigt, vorfinden dürfte. Auch darauf mache ich besonders aufmerksam, denn es wird überhaupt schwerlich irgend ein eigener literarischer Nachlaß vorhanden sein — vielleicht einige hastig hingeworfene, abgerissene Entwürfe, welchen bald der Anfang, bald das Ende fehlt. Bei Meißner's schwacher, mühsamer Produktivität kann sich kein Manuscript angesammelt haben, denn er ließ Alles gleich drucken, sobald er Etwas zu Stande gebracht hatte.

Seine Reputation als Romanschriftsteller wird jetzt zusammenbrechen und läßt sich durch keinen Kampf aufrecht halten, ich wünsche jedoch, an mein Ziel zu gelangen, ohne irgend welche in Meißner's Privatleben einschneidenden Verhältnisse zu berühren und ohne sein Andenken der Skandallust preiszugeben.

An meiner Mäßigung und Zurückhaltung würde nicht die Schuld liegen, wenn meine Absicht mißlingen sollte.

Ich ermächtige Sie, Herr Rittmeister, von dem Briefe jeden Gebrauch zu machen, den Sie für gut finden, und zeichne mich mit gewohnter Verehrung

Ihr hochachtungsvoll ergebenster
Franz Hedrich
6. Rosebery Crescent.
Edinburgh. N. B."

Meine Antwort hierauf lautete:

„Bregenz, 6. Juli 1885.

Ihr Wohlgeboren!

Den Empfang Ihres „Edinburgh 1. Juli d. J.“ datirten Schreibens bestätigend, gestehe ich, daß mich dessen Inhalt auf's Höchste überrascht hat.

Ich glaube über die abnorme Entwicklung Ihres ehemals so freundschaftlichen Verhältnisses zu meinem verstorbenen Schwager durch seine mündlichen, mir und andern — auch amtlichen — Personen wiederholten Mittheilungen, wie aus den hinterlassenen Aufzeichnungen und Correspondenzen genaue Kenntniß zu haben, doch meinte ich annehmen zu dürfen, daß wenigstens an dem frisch aufgeworfenen Grabe der traurige Zwiespalt enden werde.

Wie ich sehe, habe ich von Ihrem Charakter zu gut gedacht.

Die in Ihrem Briefe ausgesprochene Behauptung: **der alleinige und ausschließliche** Autor jener von Ihnen bezeichneten Romane und Novellen zu sein, klingt so paradox, daß sie — um nicht Schlimmeres anzunehmen — geradezu einer starken Nervenüberreizung entsprungen scheint. Meißner ist todt und kann sich leider selbst nicht mehr verteidigen, trotzdem aber werden Andere wohl eben so wenig von der Berechtigung dieser ausschweifenden Ansprüche zu überzeugen sein, als ich.

Was Ihren Roman „Die Schätze von Sennwald“ anbetrifft, so fand sich derselbe, abgelehnt von den Redaktionen, welchen er auf Ihr Begehren eingesendet worden war, allerdings unter den mannichfachen Papieren vor, da ich aber über dessen Ursprung und Geschichte, sowie über die vergeblichen Mühen in Ihrem Interesse ihn zum Druck zu bringen durch Meißner's Erklärungen in den letzten Tagen vollständig unterrichtet war, konnte es mir, auch ohne Ihre Reklamation, selbstverständlich nicht in den Sinn kommen, dies fremde Werk unter die seinigen einzureihen. Das Manuskript steht auf Ihren Wunsch, nach Regelung der sich daran knüpfenden Beziehungen mit dem Vormundschaftsgerichte, zu Ihrer Verfügung und ich erwarte hierüber Ihre Anträge.

Nicht im Klaren, auf welchem Wege Sie das Ihnen vorschwebende Ziel zu erreichen vermeinen, kann ich Ihr beabsichtigtes Vorgehen zwar nicht verhindern und — allen Skandalen abhold — nur tief bedauern, sehe aber demselben mit der festen Ueberzeugung entgegen, daß es für Sie selbst eine ungünstige Wendung nehmen und das Ergebnis Alfred Meißner's literarische Würdigung nicht ändern wird.

Bayer, Rittmeister.“

Hätte er sich begnügt, seinen wirklichen literarischen Antheil an des ehemaligen Freundes Werken offen und gerade geltend zu machen, ich würde keinen Augenblick gezaubert haben, ihm denselben unumwunden zu bestätigen, so aber waren seine Ansprüche, ganz abgesehen von den Umständen, unter denen sie erhoben wurden, eine maßlose Ueberhebung und dieser entgegenzutreten durfte ich nicht unterlassen. Wie er sich und in welcher Art dabei ein Abkommen mit der Vormundschaft vorstellte, muß ich dahingestellt lassen.

Nachdem acht Monate vergangen waren, ohne daß ich auf mein Antwortschreiben eine Erwiderung erhielt, kam mir abermals ein Brief zu.

„Edinburgh, 1. März 1886.

Verehrter Herr Rittmeister!

Mein Brief, den ich Ihnen am 1. Juli 1885 von hier zugesandt, hatte mir den Zweck, meine Autorrechte auf die von mir bezeichneten, unter dem Namen Alfred Meißner erschienenen Werke anzumelden, aber die Zeit, dieselben zur Geltung zu bringen, ist erst jetzt gekommen.

Ihre Antwort, am 6. Juli 1885 datirt, habe ich erhalten. Sie haben rasch, allzu rasch geschrieben, offenbar unter dem Eindruck der größten Ueber-raschung, die ja auch aus der ganzen Haltung Ihres Briefes hervorblickt. Es wäre sicherlich der Mühe werth gewesen, eine solche Sache reiflicher zu überlegen, ehe Sie mir so schroff entgegentraten, dann wären wohl auch einige, meine Person streifenden Bemerkungen ungesagt geblieben.

Sie glauben zwar, wie Sie sagen, „über die abnorme Entwicklung meines einst so freundschaftlichen Verhältnisses zu Meißner durch seine mündlichen, Ihnen und andern — auch amtlichen — Personen wiederholten Mittheilungen, wie aus den hinterlassenen Correspondenzen genau unterrichtet zu sein“, doch bleibt es bei dieser Ausdrucksweise etwas dunkel, ob Sie auch von unserem Geschäftsverhältnisse, das über dreißig Jahre bestand, die wünschenswerthe Kenntniß haben, aber wie auch diese Stelle Ihres Briefes gedeutet werden mag, so viel ist unzweifelhaft gewiß, daß Sie die Natur meiner so langen Verbindung mit Meißner höchst unvollständig kennen, sonst hätten Sie mir unmöglich einen solchen Brief geschrieben.

Doch, was und wie viel Sie von diesem literarischen Geheimniß wissen mögen, können Sie nur von Meißner in dessen allerletzten Lebenstagen erfahren haben, wiewohl mir auch das räthselhaft erscheint. Meißner's Briefe liefern eine wahrhafte Geschichte von dem Stande seiner jeweiligen Beziehungen zu Ihnen, seit seiner Heirat, bis an sein Lebensende, und daraus geht unwiderleglich hervor, daß zwischen Ihnen und Ihm niemals ein Vertrauensverhältniß bestand, ja, daß Sie, vor dem er einen gewissen, an Furcht grenzenden Respekt hatte, der Letzte gewesen wären, dem er die ganze volle Wahrheit gebeichtet hätte. Ich frage auch, wozu? Zu welchem Zweck?

Da ich jedoch Ihr Wort nicht in Zweifel ziehen kann, daß Meißner gewisse Eröffnungen gemacht habe, bin ich um so fester überzeugt, daß er dieselben nur nothgedrungen, von gewissen Vorfällen und Umständen in die Enge getrieben, in einem Zustand der Schwäche abgelegt haben konnte, aber auch in diesem Falle wäre Alles, was er gesagt, mit der äußersten Vorsicht aufzunehmen.

Mir genügt es freilich, den Umfang und den Werth seiner Eröffnungen oder Geständnisse darnach zu messen, daß er die Welt verlassen hat, ohne die Rechte meiner Autorschaft öffentlich anzuerkennen, wozu er nicht allein nach Ehre und Gewissen, sondern auch nach lange vorangegangenen Abmachungen verpflichtet gewesen wäre.

Hier ist nicht der Ort, aber es ist auch noch nicht die Zeit, zu erzählen, wie sich mein literarisches Bündniß mit Meißner im Jahre 1854 gebildet hat, wie außerordentlich auch die Vorgänge sind, die dazu geführt haben, denn es ist für den Zweck, den ich jetzt im Auge habe, von beinahe oberflächlicher Bedeutung.

Gewiß war ich lange von einer großen Freundschaft beseelt oder, wie ich heute sagen muß, verblendet, denn sonst hätte ich nicht das ungeheure Opfer der Entfagung und des Schweigens gebracht und ihn die öffentlichen Ehren meiner eigenen Werke so lange genießen lassen, da ich ihn doch jederzeit mit einem Worte umblasen konnte?

Diese Freundschaft erhielt einen Stoß, von dem sie sich nicht wieder erholte, in Bregenz im Januar 1870, wenige Tage nach der Veröffentlichung der „Kinder Roms“ in der alten Presse, als Meißner noch Bräutigam war. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich damals plötzlich über Nacht das Haus zum allgemeinen Erstaunen verließ und an den Genfersee fortreiste.

Dieser Vorfall hatte nicht nur unsere literarische Trennung, sondern auch einen monatelangen Abbruch aller Correspondenz von meiner Seite zur Folge. Ich besitze die beiden Briefe, die darauf Bezug haben.

In dem einen sucht sich Meißner, der damals von Italien zurückgekehrt war, von dem Vorwurf „der Herzlosigkeit und des Undanks“ rein zu waschen, in dem andern fragt er an, wohin er mir das Honorar von Janke für den Abdruck der Kinder Roms und die rastirenden tausend Gulden vom Honorar der Presse für denselben Roman zu senden habe.

Von da ab blieb unser Verhältniß ein streng geschäftliches, und ich ließ mich durch seine unermüdblichen Bethuerungen der Freundschaft nicht wieder fixiren ja, meine Sympathieen waren zur Zeit, als ich mich zuletzt mit meiner Frau in Bregenz aufhielt, in Folge von neuerdings an's Tageslicht getretener, geheimer Umtriebe von Meißner's Seite so tief herabgesunken, daß ich ihn nur wie einen Wirthshausbekannten behandelte und oft auch so nannte.

Deßhalb betrat ich damals sein Haus, nur eines besonderen Zweckes wegen, zwei oder dreimal, aber während meinem langen Aufenthalt in Lindau nicht ein einziges Mal. Gelegentlichen Aeußerungen von Baron Haesten habe ich entnommen, daß Meißner andere Erklärungsgründe dafür angegeben haben mußte. Das ist eine der Fabeln, die er jederzeit in allen kizlichen und mißlichen Tagen gleich bei der Hand hatte.

Von Mißtrauen erfüllt, maß er meine Natur nach der seinigen und suchte jede Annäherung zwischen mir und Ihnen zu vereiteln, damit ich keine Gelegenheit habe, Etwas von dem Geheimniße zu verrathen, doch nicht Sie allein, sondern alle Welt muß mir das Zeugniß geben, daß ich unter den Umständen eine seltene Diskretion und eine eiserne Selbstbeherrschung bewahrt habe, während Meißner seine Zunge wenig zügelte und nicht selten sogar die Besprechung meiner Privatangelegenheiten als Mittel benützte, um den von mir Unabhängigen

zu spielen und den Leuten über sein wahres Verhältniß zu mir Sand in die Augen zu streuen.

Was nun die Mittheilungen betrifft, die Meißner, Ihren Worten zufolge, noch andern, darunter auch amtlichen Personen gemacht hat, so ergiebt sich aus dem bisherigen Inhalt meines Briefes von selbst, daß alle diese Mittheilungen in meinen Augen nicht das allergeringste Gewicht haben. Und würden auch zehn Protokolle existiren, in welchen die von mir reklimirten Rechte als null und nichtig erklärt wären, so betrachte ich dieselben als Nichts, als Papier.

Mir steht nicht allein eine mächtige literarische Evidenz zu Gebote, sondern ich besitze auch noch Etwas, was ganz allein allem Streite ein Ende macht — Meißner's eigenes Zeugniß in hundert und hundert Briefen, die den Zeitraum von 1852 bis 1885 umfassen.

In diesen Briefen spricht Meißner selbst und bestätigt auf unzähligen Blättern meine Autorschaft mit klaren, keiner juristischen Deutelei ausgesetzten Worten, für Jederman verständlich, der nur lesen kann.

Ueberdies erfährt man, daß die Contrakte mit den Buchhändlern nach meinen Entwürfen und Instruktionen abgeschlossen wurden, und daß Meißner bis zum Tode seines Vaters, von dem er gar kein Geld erhielt, aber auch keines zu brauchen vorgab, hauptsächlich von dem Ertrage meiner Arbeiten finanziell abhing und ohne das literarische Bündniß, in das ich eigentlich durch einen Handstreich hineingerissen worden bin, gezwungen gewesen wäre, Badearzt in Karlsruhe zu werden. Alles, von beiden Seiten hereinfließende Honorar wurde nämlich getheilt und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß einer der großen Romane beinahe mehr eintrug, als sämtliche Auflagen von Ziska und den Gedichten. Dieses Abkommen blieb in Kraft bis zum Ende seines Lebens.

Noch eine Sache kann ich nicht ganz mit Schweigen übergehen.

Ich besitze nämlich auch noch bedeutende Fragmente von dem Urmanuskript der großen Romane, wie zum Beispiel, Sansara, Schwarzgelb &c. &c.

Diesen Urmanuskripten, die selbstverständlich mit meiner eigenen Hand geschrieben sind und, ohne eines Kommentars zu bedürfen, für sich selbst sprechen, ist aber auch noch zum Ueberflusse der Stempel einer besonderen Beglaubigung von Meißners Hand aufgedrückt. Sämmtliche Bogen sind von seiner Hand neu numerirt, ganz kurze Sätze sind hie und da in meinen Text von seiner Hand eingeschaltet.

Hiermit habe ich Ihnen das Hauptsächlichste, worauf sich die von mir erhobenen Ansprüche stützen, vor die Augen gelegt. Nun ist es an Ihnen, die von Meißner Ihnen und andern — auch amtlichen Personen gemachten Mittheilungen und Correspondenzen gegen meine Beweismittel in die Waagschale zu werfen und zu sehen, ob Meißner's Sache, oder die meinige zu Boden sinkt!

Gerüchte, denen zu Folge ich als der Autor der Meißner'schen Romane bezeichnet worden bin, haben sich schon seit dreißig Jahren von Zeit zu Zeit auf den verschiedensten Orten — darunter Prag und Wien — verbreitet, doch darauf gehe ich nicht näher ein. Diese Gerüchte konnten sich nicht behaupten, weil ich dabei geschwiegen habe, brauchen aber nur einen Anstoß von meiner Seite, um neu aufzuleben und sich noch kühner zu erheben. Eine geheime That, in fünf Minuten verübt, hinterläßt ihre Spuren, wie sollte ein Faktum, das sich weit über

dreißig Jahre fortspinnt, einem Zeugen, einem Späherauge entgangen sein, besonders in diesem Falle, da eine Anzahl von Briefen und Manuskriptsendungen hin und hergeflogen ist? Meißner ist mehrmals anonym, ja auch ganz offen aufgefordert worden, solchen Gerüchten zu widersprechen.

Das wäre Alles, was ich diesmal zu sagen habe!

Ich bitte Sie deßhalb, mich recht bald mit Ihrer Antwort zu beehren und mich Ihre Meinung hören zu lassen!

Sollte aber mein Brief den Eindruck hervorbringen, den ich mir verspreche, oder sollten Sie in der langen Zwischenzeit einen tieferen, gründlicheren Einblick in diese Streitfache gewonnen und die schroff abweisende Haltung, die Sie in Ihrem ersten Briefe einnehmen, fallen gelassen haben, so würde es mich hoch erfreuen. Dann ließe sich vielleicht ein Vorschlag ausfindig machen, mit welchem der Conflict friedlich beigelegt und meinen Autorrechten Genüge gethan werden könnte. An meinem Entgegenkommen sollte es nicht fehlen.

Das wäre der einzige Ausweg, der Meißner's Andenken unter solchen Umständen noch am wenigsten schaden würde, denn, wie es einmal steht, läßt sich die bisher genossene, volle Autorschaft seiner Werke nicht aufrecht erhalten und würde durch weitere Aufschlüsse, die ich beim besten Willen nicht vermeiden könnte, nur mit einem noch lauterem Getrache zusammenstürzen, wenn ich zu den Waffen greifen müßte.

Darauf sollte es am allerwenigsten sein eigener Sachwalter ankommen lassen!

Zum Schlusse bitte ich noch, mir die „Schätze von Sennwald“ hieher zu senden. Vielleicht haben Sie mit der Zusendung so lange gezögert, weil ich die darauf bezüglichen Anträge, die Sie, Ihrem letzten Briefe nach, von mir erwarten, nicht gestellt habe. Offen gesagt, weiß ich nicht, was Sie unter den Anträgen verstehen. Wie Sie mir geschrieben haben, ist dieses Werk von Ihnen und Meißner als mein erklärt und anerkannt. Ich kann nicht recht einsehen, welche Schwierigkeiten es haben kann, mir, was mein ist, zuzusenden.

Ich überlasse Ihrem eigenen Takte, zu beurtheilen, was und wie viel in diesem Briefe vorerst als rein vertraulich zu betrachten sei und verbleibe

mit unveränderlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Franz Hedrich

6. Rosebery Crescent

Edinburgh N. B. in England."

Meine Antwort hierauf lautete:

„Bregenz, 14. 3. 86.

Guer Wohlgeboren!

Ihren Brief, datirt „Edinburgh 1. März d. J.“, habe ich erhalten und mit Aufmerksamkeit gelesen.

Aus all den Mittheilungen, deren spezielle Würdigung ich zunächst beiseite lasse, ersehe ich nichts Anderes, als daß Sie Meißner im Einzelnen berathen und bei seinen Arbeiten theilweise unterstützt haben mögen, wie dies unter Freunden häufig genug vorkommt, ohne daß man daraus in der Regel Ansprüche abzuleiten pflegt.

Diese Ueberzeugung wurzelt so fest bei mir, daß sie nur durch eine von dem Verstorbenen selbst abgegebene, geradezu gegentheilige Erklärung erschüttert werden könnte. Glauben Sie eine solche zu besitzen, so müßten Sie sich schon herbeilassen, mir die nach Ihrer Meinung beweiskräftigsten zwei drei Originalbriefe — die Ihnen selbstverständlich unverzüglich wieder rückgesendet werden — zur Einsicht zuzuschicken.

Da Sie Ihrer eigenen Angabe nach für diese beschränkte Mitarbeiterchaft, welche sich denn doch bedeutend von der anfänglich Ihrerseits behaupteten „alleinigen und ausschließlichen Urheberchaft“ unterscheidet, bis zum Tode Meißner's die Hälfte des Honorars stets richtig empfangen haben wollen, ist es mir um so unverständlicher, was Sie von dem sogenannten „Autorrechte“ noch anstreben. In der Praxis stellt es sich diesfalls so ziemlich gleich Null, denn daß bei den gegenwärtigen literarischen Zuständen in Deutschland, nach Verkauf des noch vorhandenen Bücherrestes, an eine wirkliche Neuauflage der von Ihnen bezeichneten Prosa-Werke nicht zu denken ist, können Sie sich wohl selbst sagen. Wie Sie sich also ein Abkommen vorstellen, vermag ich nicht einmal zu ahnen.

Ich erachte es übrigens für lobenswerth, daß Sie einen Aufsehen erregenden Schritt zu vermeiden wünschen und auch in ihrem eigenen Interesse für klug.

Wie sehr ich ihn bedauern würde, habe ich Ihnen im ersten Briefe schon offen gesagt.

Was endlich Ihren Roman „Die Schätze von Sennwald“ *) betrifft, so darf ich Ihrem Ansinnen so schlanke Weg nicht entsprechen. Sie geben vor, meine Andeutung nicht verstanden zu haben, obgleich Ihnen dieselbe doch ganz klar sein mußte. Meißner hat sich ja durch Ihr Drängen nicht nur bestimmen lassen, dies Manuskript an die Redaktionen zu versenden, sondern Sie haben von ihm auch, in Anbetracht Ihres momentanen Bedarfs, à conto des Honorars eine sehr ansehnliche Summe erhalten. Ohne zu untersuchen, ob das ganze Honorar, geschweige denn die Hälfte desselben, nach dem — wie Sie sagen — damals noch in Kraft bestehenden Vertrage, je hingereicht hätte, diese Summe zu decken, will ich nur feststellen, daß Sie damit entweder das Manuskript verkauft haben, auf welche Absicht die von Ihnen eigenhändig unter den Titel gesetzte Bezeichnung: „Roman von Alfred Meißner“ schließen ließe, oder aber — wie ich Grund anzunehmen habe — daß Ihnen ein Vorschuß gewährt wurde, der nur durch Verwerthung des Manuskripts hereinzubringen war.

Indem ich den Modus hiefür Ihnen anheimstelle, zeichne ich

Guer Wohlgeboren

Bayer, Rittmeister.“

*) Dieses Manuskript, das mir wie äzendes Gift in den Händen brannte, ist bei meinem Sachwalter, Herrn Doctor Dietrich in Dornbirn, hinterlegt. Ich wünsche nur, der Verfasser möge recht bald einen Verleger für dasselbe finden, denn einen schlagenderen Beweis gegen die von jenem aufgestellte Behauptung giebt es wohl nicht, als dies sein Buch.

Am 16. April erhielt ich ein Packet von H.'s Hand. Der erste Bogen enthielt folgendes Schreiben an mich:

„Edinburgh 12. April 1886.

Verehrter Herr!

Ueber vier Wochen leide ich in Folge einer schweren Erkältung an Brustkrämpfen und bin wie gebrochen. Nur langsam und stoßweise, war ich mit der größten Anstrengung fähig, Ihren Brief vom 14. März d. J. zu beantworten und die heutige Zusendung möglich zu machen.

Trotz der spärlichen Andeutungen, die in Ihren Briefen auftauchen, sehe ich doch bis zur Evidenz, daß Meißner mit seinen in den letzten Lebenstagen gemachten Mittheilungen das über unserem literarischen Verhältniß schwebende Dunkel nicht aufgeklärt, ja, die Welt dadurch geradezu irregeführt und zu den größten Mißdeutungen Anlaß gegeben hat. In Anbetracht der seinen Tod begleitenden Umstände enthalte ich mich einer eingehenden Kritik darüber.

Ich habe seine ganze literarische Existenz über dreißig Jahre getragen, ihm einen der ersten Namen, als Romandichter, gemacht, ihn alle daraus entspringenden Ehren und Vortheile genießen lassen und bin mit unerschöpflicher Selbstaufopferung verkannt im Hintergrunde geblieben, so zwar und so lange, daß ich von den Leuten, wie ein Thor, angesehen werden muß, sogar auch noch dann, wenn die Welt erfährt, wie und durch welche mitunter verzweifelte Druckmittel es Meißner gelungen ist, meinen oft wiederholten Reklamationen auszuweichen und eine neue Galgenfrist zu gewinnen.

Das ist die Wahrheit und wenn Meißner bewußt oder unbewußt dieselbe in seinen letzten Augenblicken vollständig verschweigt, so muß dadurch die Glaubwürdigkeit seiner letzten Mittheilungen in aller Augen unrettbar erschüttert werden. Hat Meißner bei ungemindertem Bewußtsein und aus eigenem Antriebe zum ersten Mal in seinem Leben über das außerordentliche Verhältniß zu mir den Mund geöffnet, so entschuldigt ihn Nichts, nicht die volle ganze Wahrheit gesagt zu haben. Daher können aber auch alle Angaben, die er gemacht haben mag und die vorerst in zweiter Linie stehen, ihr volles Verständniß und ihre richtige Deutung nicht früher finden, als bis die von mir erhobenen Ansprüche festgestellt und anerkannt sind.

Diese Anerkennung durchzusetzen, habe ich die Mittel und werde dieselben gebrauchen, so weit es mein Zweck erfordern wird, und gehe gleich an die brennende Hauptfrage, nach deren Erledigung sich alle weiteren Lösungen wie von selbst ergeben werden.

Sie wünschen, daß ich Ihnen zwei bis drei Original-Briefe von A. Meißner sende. Leider kann ich diesem Wunsche nicht willfahren. Es geschieht aus keinerlei Mißtrauen. Wie könnten Ihnen 2—3 Briefe ein Bild des dreißigjährigen, literarischen Verhältnisses geben, während welchem so viele kleine und große Werke meiner Feder entsprungen sind, und wie die Stellung veranschaulichen, die wir, Einer dem Andern gegenüber, eingenommen haben und die, ganz allein in Betracht gezogen, schon einen höchst beweiskräftigen Charakter an sich trägt?

Zur sicheren Beurtheilung der Sache ist eine größere Anzahl von Briefen unbedingt nöthig und Sie werden wohl begreifen, daß ich dieselben allen Zufällen auf einer langen Reise zu Land und Wasser nicht aussetzen kann.

Ich sende Ihnen daher beiliegend meine eigenhändige Abschrift von fünfzehn Original-Briefen von Alf. Meißner und bekräftige hiemit feierlich mit meinem Eide, daß es die getreue Abschrift des vollständigen Inhalts dieser Briefe ist. Ich stelle Ihnen auch frei, von einem oder mehreren oder allen diesen Briefen Abschrift zu nehmen, damit Sie bei kommender Gelegenheit den Text der Original-Briefe mit meiner Abschrift vergleichen und controliren können, doch gestatte ich es nur unter der Bedingung, daß Sie die Abschrift mit eigener Hand anfertigen und als streng vertraulich betrachten. Dagegen bitte ich, mir die beiliegende Abschrift wieder zurückzuschicken und am Ende der einzelnen Bogen mit Ihrer Unterschrift zu bestätigen, daß Sie von meiner Abschrift Kenntniß genommen haben. Auf diese Weise haben wir Beide alle wünschenswerthe Sicherheit.

Zum Schluß muß ich noch auf eine Stelle in Ihrem Briefe antworten, welcher zufolge Meißner die Erklärung abgab, daß er von mir gezwungen war, die „Schätze von Sennwald“ unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das ist zu absurd und zu lächerlich! Welche Art von Zwang ließe sich denn ersinnen, um z. B. Spielhagen, Freitag oder Robert Byr zu veranlassen, ein fremdes Werk unter dem eigenen Namen verschiedenen Redaktionen anzubieten? Welcher Zwang! Ich hatte eben ein wohlervorbenes und seit mehr, als einem Vierteljahrhundert so oft ausgeübtes Recht auf die Firma Alf. Meißner — das ist des Pudels Kern! Auch ist es ein Wahn, anzunehmen, daß die Abschrift der „Schätze von Sennwald“ als eine Art von Pfandstück in Meißner's Hause gefunden wurde. Er hätte mir das Manuscript sofort gebracht, wenn immer ich dasselbe gefordert hätte. Ich ließ aber das Manuscript mit wohlberechneter Absicht in seinen Händen und diese Absicht hatte einen alle meine Erwartungen übersteigenden Erfolg. (! !)

Meißner ist auf frischer That ertappt und die Schlüsse, daß der Ursprung seiner früheren Romane derselbe ist, drängen sich mit einer so unwiderstehlichen Logik auf, daß ich im Stande wäre, auf diesen einzigen Fall gestützt, alle meine Ansprüche zu begründen, wenn ich auch nicht die riesigen Beweismittel hätte, die sich beinahe providenzieller Weise in meinem Besitze erhalten haben.

Zur Begründung alles dessen habe ich Ihnen den 14. und 15. Brief vor die Augen gelegt und aus denselben werden Sie sogar zur größten Ueberraschung erfahren, daß Meißner zu neuem Lebensmuth wieder erwachte und sich hochglücklich fühlte, daß er die „Schätze von Sennwald“ unter seinem Namen veröffentlichen durfte!

Diese beiden Briefe sind sehr merkwürdig.

Der erste ist vom Juli 1882 (ehe noch die „Schätze von Sennwald“, die damals noch in unseren Briefen „Der Heilige“ genannt wurden, fertig waren) und zeigt, welche Gewissensangst Meißner hatte, daß Sie hinter das Geheimniß kommen könnten und wie wenig er ahnte, daß er im Entdeckungsfall einen so unerschrockenen Vertheidiger an Ihnen haben würde.

Der zweite Brief ist acht Monate später geschrieben. In dieser Zwischenzeit hat sich der ganze Horizont sehr verdüstert. Ich kam dahinter, daß mir Meißner einen häßlichen, wahrhaft schmachvollen Streich gespielt hatte. (Die Beweise sind da.) In Folge dessen war alle Correspondenz 5—6 Monate lang ganz abgebrochen und ich war entschlossen, im nächsten Frühjahr mit „Sennwald“ aufzutreten und meine Autorrechte öffentlich zu reklamiren.

Ich war eben auf dem Sprunge, das zu thun, als Meißner in den letzten Apriltagen 1883 bei mir in Monaco erschien, kurz vor der Hochzeit Ihrer Frau Tochter. Bei dieser Zusammenkunft hat er die Erlaubniß wieder errungen, „die Schätze“ unter seinem Namen veröffentlichen zu dürfen. Es waren nicht seine Beschwörungen und Thränen, sondern eine Pression von einer weit ernsteren, erschreckenden Natur, die mich schließlich zur Nachgiebigkeit bewogen hatte.

Diesen Hergang der Sache wird Ihnen der 15. Brief, den Tag nach Meißner's Abreise von Monaco in Genua geschrieben, trotz der bizarren, scheinbar hieroglyphischen Stylistik offenbaren und ich empfehle denselben Ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Sie werden auch fühlen, daß das Geheimniß Meißner theurer, als das Leben war.

Mit der größten Hochachtung
Ihr ergebenster
F. Hedrich.“

„Anbei die Abschrift von fünfzehn Original-Briefen von Wf. Meißner, an den Unterzeichneten geschrieben.“

Daß Hedrich sich mit seinem Wunsche nach „Anerkennung seiner Rechte“ eben an mich wendete, mußte mir Bedenken erregen. Die Bedingung der strengen Vertraulichkeit von jener Seite aufgestellt, erschien mir seltsam, da ja die Briefe doch der Welt vorgelegt werden sollten. Weshalb er die „Firma“, auf welche er ein so langes Recht auszuüben behauptete, nicht auch für „Valbina, Im Hochgebirge, Miß Septimia“ zc. benützte, hätte ich fragen mögen. Aus den beiden besonders hervorgehobenen Briefen*) ergab sich mir, daß Meißner, befreit von der Sorge, zu neuem Lebensmuthen erwachte, weil — sich sein Prostataleiden besserte. Die ausdrücklich zugestandene „wohl berechnete Absicht“ aber enthüllte Ziel und Charakter seines ehemaligen Freundes und erwies mir mit „unwiderstehlicher Logik“ nur, daß er in eine ihm gelegte Falle gegangen. Und da fragte man noch, wo schließlich der Zwang für ihn lag!

Herr Hedrich mußte mich doch für sehr leichtgläubig halten und für eben so leicht einzuschüchtern durch die wiederholten, verschleiert drohenden Hinweise auf Meißners Lebensende, über welches allerlei Gerüchte gingen.

Da ich keine Veranlassung sah, mich auf das Enträthseln seiner absichtlich dunkel gehaltenen Andeutungen und auf das Errathen seines „Zweckes“ zu ver-

*) Siehe „Briefwechsel“, „Café della Concordia Genova, 1. Mai 1883.“

legen, von dem er immer spricht, ohne ihn zu nennen, die Fortführung dieser Polemik auch nutzlos erschien, so suchte ich diesem fruchtlosen und alles in mir um und um wühlenden Verkehr ein Ziel zu stecken und schrieb in dieser Absicht folgenden Brief:

„Bregenz, 24. 4. 86.

Guer Wohlgeboren!

Ihr Schreiben vom 12. d. M. ist, wie ich nicht verhehlen kann, wenig geeignet, das gerechtfertigte Mißtrauen zu beseitigen, welches ich einem Manne gegenüber, der in Ihrer Art wider einen bereinstigen Freund und „Wohlthäter“ auftritt und sich seiner „wohlberechneten Absichten“ rühmt, entgegen meiner sonstigen Natur, empfinden muß.

Ich mag mir doch am Ende in Ihren dunkel gehaltenen Plänen nicht auch noch ohne Wissen und Willen eine Rolle zutheilen lassen und meines Erachtens entfällt, da auch Ihre jüngsten Mittheilungen meine Ueberzeugung nicht erschüttert haben, jeder Grund zur Fortsetzung dieser Correspondenz.

Nach genauer Abwägung und im Zusammenhalten mit Ihren eigenen Briefen an den Verstorbenen, die Ihr beiderseitiges Verhältniß denn doch ganz anders beleuchten, als Sie es darzustellen suchen, vermag ich in den mir vorgelegten Papieren keineswegs Belege für Ihre Behauptung, sondern vielmehr nur solche für meine Auffassung zu finden.

Anliegend erhalten Sie die Copieen zurück, für deren Mittheilung Guer Wohlgeboren dankt

Bayer, Rittmeister.“

Damit war die Correspondenz zwischen uns abgebrochen, eine Mahnung aber kam dafür von anderer Seite:

Nach jahrelangem Schweigen ging mir am 26. Juli 1888 von Meißner's ehemaligen Verleger, Grunow, eine Karte zu, welche die ganze Angelegenheit wieder in der Erinnerung aufrischte.

„Leipzig, den 23. 7. 1888.

Verehrtester Herr Rittmeister!

Ich erhalte hier einen ganz wunderbaren Brief, den ich wohl am besten Ihnen schicke. Ich habe dem Schreiber mitgetheilt, daß ich es thue. H. — den ich nie persönlich kennen gelernt habe und von dem ich nur den Namen weiß — hat offenbar seiner Schwiegermutter ein nettes Märchen aufgebunden, um etwas von ihr zu erlangen. Bei mir ist der deutsche Walter Scott nicht gewesen.

Schreiben Sie vielleicht Herrn Henderson direct, oder soll ich es vermitteln? dann schicken Sie mir wohl freundl. den Brief mit zurück.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

J. Grunow.“

Der beiliegende Brief lautete :

„Privat and confidential.

„Nether“ Parkley.

Linlithgow N. B. 19. July 1888.
(England)

Gentlemen

I understand that You have published some of the Books written by the de deceased Alfred Meissner; and You will propably therefore be able, either Yourselfes to answer the following enquiry, or to put this letter into the hand of some one who is able to do so. —

An Austrian named Franz Heddrik who is the husband of my Wifes sister has lived in Edinburgh with my mother in law for some years and I am aware that he was on intimate terms with Meissner.

Heddrik before coming to Edinburgh had lived at Monaco for some years I am convinced that he there spent his Wifes fortune. He represents however that he has been reduced to poverty by Meissner having published as his own a great Number of Books which Heddrik had written, and that by doing so Meissner had defrauded him of the profits amounting to £ 10 000 Sterling, and had won a literary reputation which was his alone and not Meissners. In fact he says that had it not been for Meissners fraud he would have been „the Walter Scott of Germany“; and he alleges that he has brought a suit at law against Meissners Executors claiming to have it proved that all the books were written by him although published in Meissners name.

The story appears to me to be so wildly improbable, that I consider it an utter falsehood and a colossal libel on the fame of one of Germanys highly esteemed authors. I think to all the more strongly because Heddrik did not dare to say word until after Meissner had died. My Mother in law however is entirely deceived; and in order to settle the point at issue between us may I beg that You will be so good at inquire whether there is any such suit at law in Existence in the courts of Leipzig or of Munich at the instance of Heddrik against Meissners Executors, — or ever whether Hedrich has ever preferred such a claim on Meissners Estate Extrajudiciatly.

If You happen to know who is the law adviser of Meissners family he could possibly answer the enquiry in a single word.

I asked my friend Mr. David Douglas Publisher Edinburgh to request his correspondent in Leipzig to give me this information; but he thought it better that I should write to You direct, or through the german Consul in Edinburgh, with whom however I have not the honour of being acquainted. Trusting that You will forgive the trouble which my request will occasion.

I have the honour to be

Yours most obedient

W. H. Henderson.

PS. I learn that Heddrik has recently gone to Leipzig with the view of publishing a Book which he has recently written. If he has asked You to be his publisher please return this letter to me.

W. H. H.“

Zu Deutsch:

„Ich vernehme, daß Sie einige von den Büchern, welche der verstorbene Alfred Meißner schrieb, herausgegeben haben, und deshalb werden Sie wahrscheinlich im Stande sein, die folgende Erkundigung zu beantworten, oder doch diesen Brief in die Hände Jemand's zu legen, der im Stande ist, es zu thun.

Ein Oesterreicher, Namens Franz Hedrich, welcher der Mann von der Schwester meiner Frau ist, hat mit meiner Schwiegermutter in Edinburgh einige Jahre gelebt und ich weiß, daß er mit Meißner auf vertrautem Fuße stand. Ehe Hedrich nach Edinburgh kam, lebte er einige Jahre in Monaco und ich bin überzeugt, daß er dort das Vermögen seiner Frau verzehrt hat. Er stellt es, wie dem auch sei, so dar, daß er zur Armuth durch Meißner herabgebracht wurde, welcher als seine eigenen eine große Anzahl Bücher veröffentlichte, die Hedrich geschrieben habe und daß Meißner, indem er so handelte, ihn um ein Einkommen über-vortheilte, das sich bis zu 10 000 Pfund Sterling*) belief, und einen literarischen Ruf gewann, welcher ihm allein und nicht Meißner gehört. In der That behauptet er, ohne Meißner's Betrug wäre er der „deutsche Walter Scott“ und er bringt vor, daß er einen Rechtshandel gegen Meißner's Exekutoren habe, indem er beansprucht, bewiesen zu haben, daß alle die Bücher von ihm geschrieben seien, wenngleich veröffentlicht unter Meißner's Namen.

Die Geschichte erscheint so wild unwahrscheinlich, daß ich sie als eine gänzliche Unwahrheit, als eine ungeheure Schmähung des Ruhmes eines der höchst geachteten Autoren Deutschlands betrachte. — Ich denke über all dies schärfer, weil Herr Hedrich es nicht wagte, ein Wort zu sagen, bis Meißner nicht todt war. Meine Schwiegermutter ist dagegen vollkommen hintergangen; und in der Absicht, den Ausgangspunkt zwischen uns festzustellen, möchte ich bitten, daß Sie so gut wären, nachzuforschen, ob solch ein Rechtshandel auf die Anregung Herrn Hedrich's gegen Meißner's Exekutoren in den Gerichtshöfen von Leipzig oder München anhängig ist — oder aber Herr Hedrich es vielleicht vorzog, solch eine Forderung auf die Vermögensmasse Meißner's außergerichtlich zu erheben.

Wenn Sie zufällig den gesetzlichen Berather der Familie Meißner kennen, so würde er die Erkundigung möglicherweise mit einem einzigen Worte beantworten können.

Ich hat meinen Freund, Mr. David Douglas, Verleger in Edinburgh, seinen Correspondenten in Leipzig zu veranlassen, mir diese Information zu ertheilen, aber er hielt es für besser, daß ich direkt an Sie schriebe, oder durch den deutschen Consul in Edinburgh, mit dem bekannt zu sein ich jedoch nicht die Ehre habe.

Vertrauend, daß Sie mir die Störung vergeben werden, welche diese Anfrage verursacht, habe ich die Ehre zu sein

Ihr unterthänigster

W. G. Henderson.

PS. Ich vernehme, daß Hedrich kürzlich nach Leipzig ging in der Absicht, ein Buch zu veröffentlichen, das er neuerlich geschrieben. Sollte er Sie ersucht haben, sein Verleger zu werden, bitte ich mir diesen Brief zurückzusenden.“

*) Auf welche Weise, ist unsäßbar, da er ja selbst behauptet, bis zum Tode Meißner's immer die Hälfte aller Honorare bezogen zu haben. Doch nicht nach dessen Tode? (Siehe Anhang, Abrechnungsauszug.) Der Verfasser.

Hierauf antwortete ich:

„Bregenz, 28. 7. 88.

Geehrter Herr Grunow!

Ihre werthe Karte vom 23. d. M. mit dem beigelegten Briefe hätte mich weit mehr überrascht, wenn der in letzterem erwähnte Schwager des Schreibers nicht schon, bald nach dem Tode Alfred Meißner's, mit derartigen Behauptungen brieflich an mich herangetreten wäre, die wohl auf die natürliche Scheu jeder anständigen Familie vor jedweden Skandale und allen Kämpfen vor der Oeffentlichkeit berechnet waren. Ich habe diese angeblichen Enthüllungen, für welche kein stichhaltiger Beweis beigebracht werden konnte, entrüstet abgewiesen. Das ist schon über zwei Jahre her und seitdem bin ich von jedem weiteren Annäherungsversuche verschont geblieben.

Geradezu zum Lachen reizen — wenn die ganze Angelegenheit nicht gar so häßlich wäre, um neben dem Widerwillen noch andere Gefühle aufkommen zu lassen — könnte ein mir bis jetzt unbekannt gewesenes Detail. Die Angabe des Betrages nämlich jener seinen Verwandten vorgepiegelten Verkürzung auf 10000 Pfund Sterling. Sie, als der ehemalige Verleger Meißner's, wissen am besten, wie himmelhoch diese fabelhafte Summe dessen Honorare übersteigt. Entweder hat man es hier mit einem Geisteskranken zu thun, oder mit einem — Verzweifelten, dessen Motive klar genug sind.

Von einem hierauf bezüglichen irgendwo behängenden Prozesse gegen die Kinder Alfred Meißners, als dessen Erben, kann unter den obwaltenden Verhältnissen selbstverständlich nicht die Rede sein; wohl aber könnte bei fortgesetzter Herausforderung ich mich selbst veranlaßt sehen, als Vormund dieser Kinder, die Sache dem Staatsanwalte zur Beurtheilung vorzulegen.

Ihrem freundlichen Anerbieten folgend, stelle ich es Ihnen anheim, Herrn Henderson zu antworten. Ich danke Ihnen für die Mittheilung und grüße Sie hochachtungsvoll.

Ihr

ergebenster

Bayer, Rittmeister.

„PS. Da ja die Rücksendung des für mich nicht unwichtigen Briefes nur in einem ohnehin nicht zutreffenden Falle von Ihnen begehrt wird, möchte ich mir die Erlaubniß erbitten, ihn behalten zu dürfen. Die Adresse Herrn W. G. Henderson's ist: Nether Parkley Linlightgow N. B. — England.

Nochmals bestens grüßend und in der Hoffnung, Sie gelegentlich bei uns einmal wiederzusehen

B.“

Am 17. Dezember 1888 erhielt ich folgendes Schreiben:

„Free church Manse Müsselbourgh Scotland
Dec. 13. 1888.

Geehrter Herr!

Ihren Brief, an Herrn Grunow, Leipzig adressirt, habe ich erhalten, in welchem Sie, den Anspruch Heddrick's, der Verfasser der Bücher („als die Werke

Meißner's berühmt"), erwähnt haben. Für jenen Brief bin ich von Herzen dankbar.

Heddrick ist noch einmal in Edinburgh angelangt: „Gerade aus Deutschland“, sagt er, und er verkündigt öffentlich, daß der Civilgerichtshof Deutschlands entschieden hat, daß er der wirkliche Verfasser der Bücher (als Meißner's bekannt) sei; und daß er folglich schon berühmt sei.

Er behauptet, daß sein Prozeß schon zwei Jahre vor dem Gerichte gewesen sei und nun ist die Sache für ihn entschieden und er folglich Sieger geworden.

In meiner Meinung ist Heddrick entweder ein arger Betrüger oder sonst (als Sie so wohl gesagt haben) geisteschwach.

Selbstverständlich müssen Sie Auskunft darüber erhalten haben, wenn ein Prozeß der Art angefangen wäre!

Mein erster Wunsch ist, der Sache auf den Grund zu kommen, so daß ich die häßliche Lüge verneinen könne.

Wollen Sie darum gefälligst die folgenden Fragen antworten?

1. Hat Heddrick in Deutschland irgend einen öffentlichen Anspruch gewonnen auf der Autorschaft Meißner's Werke?

2. Ist je ein solcher Prozeß mit den Erben Meißner's von dem deutschen Gerichte angefangen?

Indessen verschafft sich Heddrick eine große Summe Geld von einer alten Dame in Edinburgh, die er so äußerst verblendet hat, daß sie förmlich glaube, der Ruhm Heddrick's läuft durch Deutschland.

Wenn Sie so äußerst gefällig sein wollen, diese zwei Fragen zu beantworten. Werden Sie ewig verbinden

Ihr ergebensten

hochachtungsvoll
Alexander Wright.

„An den Herrn Rittmeister Bayer.

„PS. Darf ich bitten, daß Sie in lateinischen Charakteren schreiben, als meine Kenntniß der deutschen Sprache sehr mäßig sei. A. W.“

Ich antwortete hierauf:

„Bregenz, 18. 12. 88.

Geehrter Herr!

Der Inhalt Ihres geschätzten Schreibens vom 13. d. M., welches ich gestern empfang, ist eine neue Bestärkung meiner Ansichten, auf die ich hier jedoch nicht weiter eingehen will.

Herr Heddrick hat vielleicht mehrfach versucht, einen Sachwalter zu gewinnen, wie mir von einem solchen Fall gesprächsweise erzählt wurde, wo jedoch der betreffende Advokat sich nach den Auseinandersetzungen des Klienten veranlaßt fand, dessen Vertretung abzulehnen.

Ob aber Herr Heddrick in der That öffentlich Ansprüche auf die Autorschaft Alfred Meißner's in Deutschland oder anderswo erhoben, ist mir nicht bekannt.

Von einem darauf bezüglichen Prozesse weiß ich nichts; von einer gerichtlichen Entscheidung kann vollends keine Rede sein. Mir, als dem Vormunde der Erben Alfred Meißner's, müßte jedenfalls Mittheilung darüber gemacht werden. Es ist mir keine zugekommen.

Indem ich hiermit Ihre beiden Fragen genau beantwortet zu haben glaube, zeichne ich hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Bayer, Rittmeister."

Herr J. Grunow schickte mir am 22. Jänner 1889 mit einer Einbegleitung einen Brief Mr. Wrigth's zu, den er so gut als möglich mit einer interlinearen Uebersetzung versehen hatte. Ich lasse diese hier folgen.

„Musselburgh Scotland Jan. 19. 1889.

Herr Grunow.

Dear Sir.

Ich danke für Ihren Brief vom 7. Dezember. Ich erhielt auch einen von Bayer, welcher die Sache betont. Ich schrieb an Herrn Hedrich das Resultat meiner Nachfrage auswärts und anderswo (unleserlich), daß seine Aussage, daß er öffentlich den Anspruch erhoben hätte, der Autor der Bücher zu sein, die als die Meißner's bekannt wären, nicht wahr sein könnte, und zweitens, daß kein Rechtsstreit zu diesem Zwecke bei den deutschen Gerichten angehängt wäre.

Seine dießbezügliche Antwort schicke ich Ihnen. Er antwortet sicher, daß er die Unwahrheit gesagt habe mit dem was er gethan haben wollte, aber er erklärt noch immer, daß seine Sache vor Gericht kommen werde. Seine Antwort sollte an Bayer geschickt werden, aber ich kann nicht deutsch correspondiren und da ich weiß, er versteht kein Englisch, so hat es keinen Nutzen, wenn ich an ihn schreibe.

Wollen Sie so gut sein, seine Antwort in's Deutsche zu übersetzen, welche . . . (unleserlich, vielleicht: welche Hedrich direct gab) auf die Frage und sie an den Rittmeister zu schicken. Ich denke, er könnte sehr bald bei dem jetzigen Stand Hedrich's Windsack aufstecken und die Falschheit der ganzen Sache beweisen. Nach dem, was Hedrich schon zugegeben hat, welches Vertrauen kann da in ihn gesetzt werden?

. (Abschiedsformel) Alexander Wrigth."

„Copy of letter send by Herr Hedrich.
to the Reverend Alex. Wrigth.

„Edinburgh 10. Januar 1889.

Sir

Ich bin erstaunt und betroffen über ihre Kühnheit, sich in meine Privatangelegenheiten einzumischen und es mir in's Gesicht zuzugeben Sie wagen die Wirklichkeit und Wahrheit meiner Ansprüche und des angehängten Processes" (besser gesagt: bevorstehende Untersuchung, „impending trial“)

„in Frage zu stellen und treiben sich auf dem Continent wie ein Policist herum in der verrückten Absicht, zu beweisen, daß meine Ansprüche und gerichtlichen Untersuchungen ein Schwindel sind. . . .

Meine Autorschaft ist ein Geheimniß und als solches der Welt unbekannt“ (hier fehlt ein Zwischenglied: andernfalls) „selbstverständlich würde ich nicht dafür zu kämpfen haben. Obgleich jede gerichtliche Untersuchung mehr oder weniger Heimlichkeit verlangt, so sind besondere Gründe in meinem speciellen und außerordentlichen Fall, den Erfolg in seinem vollen Umfange zu sichern. Aus diesen besondern Gründen war es bestimmt, daß auch meine Absicht, zur Untersuchung zu gehen“ (oder auch: den Proceß zu unternehmen) „nicht öffentlich bekannt werden sollte, bis die Klage fertig wäre, bei Gericht angebracht zu werden. Das ist noch nicht gethan, ist aber“ (unleserliches Wort). „Und was konnten Sie Schlimmeres thun, wenn Sie die Absicht hatten, meinen Zweck zu vereiteln und meinen Gegner zu warnen. . . .

Die Neuigkeit, daß ein längst feststehender berühmter Name auf dem Spiele steht, muß unzweifelhaft ungewöhnliches Aufsehen erregen, welches nicht beschränkt sein würde auf Deutschland und Oesterreich, sondern“ (unleserlich, vielleicht: in der Schweiz) „in Frankreich ebensowohl wie in Großbritannien. . . .

Ich bin selbst betrübt, daß meine Untersuchung (trial) nicht mit derselben Geschwindigkeit vorwärts gegangen ist als Sie zu wünschen scheinen, aber es war unmöglich wegen der Schwierigkeiten und des großen Umfangs meiner Beweismittel zurückgehend über einen Zeitraum von dreißig Jahren, zum Theil auf einem höchst verdrießlichen Versehen (Zwischenfall). Ein guter Theil meiner Beweismittel, die auf dem Continent verstreut waren, mußte zusammengesucht werden und ein hervorragender Rechtsanwalt mußte gefunden werden und als er gefunden war, wurde er krank und starb —, meine Sache ganz unvollendet zurücklassend. Ich mußte mich nach einem andern Rechtsanwalt auf dem Continente umsehen — keine leichte Sache — da die außerordentliche (ungewöhnliche) Art meiner Beweise einen Mann von besonderer und außergewöhnlicher Tüchtigkeit verlangt. Jetzt habe ich solch einen Mann in Oestreich und mein Geschäft ist in seinen Händen seit mehreren Monaten. Ich erwarte bereits von Tag zu Tag die Nachricht, daß er seine Arbeit vollendet hat und bei Gericht vorgegangen ist. Sie sehen, mit ein wenig Geduld werden Sie sehr bald mehr Artikel über mich und die Wirklichkeit meiner Ansprüche in den Zeitungen lesen als Ihnen vielleicht lieb sein wird. Und Sie haben sehr acht darauf zu geben, daß meine bevorstehende Untersuchung ein Geheimniß ist, welches mir ausgepreßt ist in Selbstvertheidigung durch Ihren Angriff und ich vertraue, Sie werden keine indiscreten Mittheilungen über diesen Punkt machen. Dies ist jetzt der Stand der Dinge und dies ist die Antwort, die ich Ihnen jetzt gebe.

. Signed

Franz Hedrich.“

Seltam berührte es mich, daß, hier anschließend, Hrn. Hedrichs volle Adresse angegeben war. Worin die Schädigung bestand, wenn seine angeblichen „Gegner gewarnt“ wurden, blieb er natürlich zu sagen schuldig. Herr Hedrich erklärt, wie es scheint, alle andern Menschen für Intriguanen. Ich legte diese Andichtung von Winkelzügen zu dem Uebrigen und antwortete sofort:

„Bregenz, 26. 1. 89.

Geehrter Herr Grunow!

Besten Dank für Ihre Sendung und Mühe und ich möchte Sie bitten, auch Mr. Wrigth meinen Dank für seine Mittheilungen auszusprechen, die übrigens für mich ohne Belang sind.

Die beiden Anfragen dieses Herrn wurden von mir aufs Präziseste beantwortet, mich aber in eine Familienangelegenheit einzumischen, habe ich keinen Anlaß.

Sollte sie — wider Erwarten — wirklich zu einer öffentlichen Frage aufgebauscht werden, dann erst ist es an mir, Stellung zu nehmen und dies werde ich auch sicherlich nicht versäumen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster

Bayer, Rittmeister.“

Man sieht, es müssen wohl andere Gründe gewesen sein, als die Rücksicht auf Meißner's Privatverhältnisse oder gar die Freundschaft für ihn, welche seines Gegners Hervortreten verzögerten. Auch nicht die drohenden Wolken in Afghanistan.

„Sämmtliche Briefe dem Originale gleichlautend!

Walther von Merhart,
k. u. k. Oberlieutenant i. d. R.

Dr. Anton Kayser.“

*

Der Briefwechsel.

Den stärksten Nachdruck in seiner Beweisführung legt Herr Franz Hedrich auf die eigenhändigen Briefe Alfred Meißners. Und es ist wahr, sie scheinen auf den ersten flüchtigen Blick die vorgebrachten Behauptungen zu unterstützen, aber auch nur auf den ersten Blick.

Nach den Aussagen Meißners auf seinem Sterbebette, nach den Aufzeichnungen, die ich weiterhin (im Anhange) wortgetreu, ja buchstabengetreu mit all den ihnen anhaftenden charakteristischen Zeichen hoher Aufregung und Seelenqual in der Stylisirung wiedergebe, werden die in seines Gegners Schrift veröffentlichten Briefe wohl einer ganz andern Deutung unterliegen, als der unvorbereitete Leser ihnen zu geben vielleicht versucht ist. Wer den Todten kannte, mit ihm länger umgegangen war, der weiß auch, welcher schwunghafte Art der Anerkennung ihm eigen war. Er lobte nur im Superlativ. Ein paar Bände, ja schon ein paar Kapitel bezeichnete er halb scherzhaft als „Riesenarbeit“; wer einen klugen Einfall hatte, war ein „genialer Kopf“; wer etwas einfach gut machte, ein „Meister“; wer ihm einen zweckmäßigen Rath erteilte, ein „Großmeister, ein Gott“ sogar; seine bewundernden Lobsprüche fanden keine Grenzen. Die Hyperbel war der unmittelbare Ausfluß seines enthusiastischen heitern Naturells.

„Was er schrieb,“ sagt H. Hedrich Seite 54 seiner Schrift von Meißner, dem er damit wohl widerwillig ein sehr ehrenvolles Zeugniß giebt, „verachtete Niemand mehr als er selbst, doch war aber Niemand mehr geneigt, Fremdes ohne Neid anzuerkennen.“ — Nun darin liegt eben der Grundton seiner Briefe, obwohl die Selbstverachtung bei Meißner, wie jeder weiß, der ihn kannte, auch keineswegs ernst zu nehmen war.

Das muß vorausgeschickt werden. Ich kann auch nicht umhin, hier einige Randglossen zu den publicirten Briefen einzuflechten. Von den gegenwärtig vorgelegten 42 Nummern waren mir nur deren 15 in Copien eingeschickt worden. Für den Zweck mit großer Umsicht ausgewählt, zusammengestellt und noch besonders ausgedeutet, sind sie eben nur richtig zu würdigen, wenn man sich dieser einseitigen Führung entzieht und sie den hinwider von H. Hedrich durch Jahre an Meißner gerichteten Briefen gegenüber hält. Jedem Unbefangenen wird da sofort unzweifelhaft klar, daß

die Beiden an gewissen Werken gemeinsam arbeiteten und somit von Herrn Hedrich wesentlich eine unwahre Behauptung aufgestellt worden ist, indem er sich als den alleinigen Verfasser, als den Urheber hinstellt. Aber auch das Ausmaß seines Antheils an dieser gemeinsamen Arbeit tritt durch diese Correspondenz in helle Beleuchtung.

Der erste der mir zugesandten Briefe Alfred Meißner's sollte den Beweis erbringen, daß Herr Hedrich Urheber und Verfasser des Romans „Neuer Adel“ sei, dieses Buches, das Prager Zustände und Figuren, auf die man nach dessen Erscheinen mit dem Finger hinwies, in Portraittreue brachte, während Herr Hedrich sich damals schon seit 12 Jahren nicht mehr in Prag aufgehalten und auch früher nicht in jenen Kreisen, welche das Buch schildert, bewegt hatte. Was aber sagt Meißner in diesem Briefe aus Karlsbad im Juli 1860? Bezüglich seiner Abreden mit dem Verleger Janke.

„Behandelt hätte ich auch aus eigener Berechnung, wie Sie rathen.“

Also nur „rathen“, nicht „abmachen“, nicht „beschlossen“ wie doch im zweiten Briefe Herrn Hedrichs an mich behauptet wird.

Im Briefe vom 26. August 1860.

„Ich bin doch bei „Neuer Adel“ geblieben. Schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigen. Thun Sie, was da möglich.“

Das will wohl sagen: flicken Sie es in den Theil, den Sie noch zur Ueberprüfung, Ergänzung bei sich haben, ein. Oder wozu bedurfte es im selben Berichte weiterhin die Mittheilung:

„Das III. Buch hat 18 Druckbogen“

wenn Herr Hedrich der Verfasser war? Da konnte er es ja doch selbst berechnen.

In ähnlicher Weise, wie im „Neuer Adel“ Personen und Zustände vorkommen, die nur Meißner kannte, ist auch in dem Romane „Zwischen Fürst und Volk“ Selbsterlebtes, vor allem sein eigenes Liebesverhältniß mitverwoben, und so fand er für jeden Roman den Anstoß in sich selbst.

Den triftigsten Beweis, daß Composition und Arbeit immer von Meißner ausging, liefert sein Brief, Prag, 14. Mai 1861, welchen ich, soweit er die Sache betrifft, hier ganz wiedergeben will:

„Ich schicke Ihnen heute doch nur einen Theil — Der Vorarbeiten. Das 2. 3. und 4. Kapitel ist schon ganz fertig, doch da kommen so viel Namen und Verhältnisse vor, daß ich die Kapitel nicht aus der Hand geben darf, wenn ich weiter arbeiten will.“

Einiger Massen ausgearbeitet, ist nur die Partie der Studenten. Sittig ist der natürliche Sohn des alten Grafen, den Gutmann zur Adoption bewegen will. Er, der Graf, hat sich nie um sein Kind gekümmert, die Uhr, die bei dem Wirth im „verlassenen Gartenvergügen“ geblieben, bringt Vater und Sohn zusammen. Cölestine, ein von ihren Eltern maltraitirtes Mädchen,

wird ins Kloster gebracht, wo die Schwester des Grafen Aebtissin ist. (Hier sind nur Vorarbeiten). Noch Eins: Der Hund, der den Hut wegtrug, gehört Gutmann, er vermittelt das Finden des quittirten Oberlieutenants Gutmann und der Freunde, deren Einer (Kohr) Helenens Bruder, sein Schwager wird. Endlich der Theaterwächter soll der Vater jener durchgegangenen Choristin sein, die als große Dame auftritt (Sie haben den Bogen). Die Kugeluhr rechtfertigt ihn vor einem Mordverdacht. Auch der Theaterwächter wohnt im Hause der Studenten.

Der von mir im Winter projektirte Rahmen ist, wie sie wissen, klein. Es sollten ja höchstens nur zwei Bände werden. Elemente: Soldatenthum auf dem Lande, Studentenwirthschaft (weil die Smetscha — „im neuen Adel“ — so gefallen und Alle sagen: warum nicht mehr in diesem Genre) und die Nonnen.

Die Finanzsorgen, Hindernisse aller Art haben mich seit 5 Wochen ganz vom Schreiben abgebracht, doch ist noch halb so viel da, als ich Ihnen heute schide.“

Freilich setzt H. Hedrich „zur Erleichterung des Verständnisses der nächsten Briefe“ folgende Anmerkung seiner Mittheilung an mich bei:

„Die obige Romanidee wurde von mir, als zu trivial und keiner höhern Entwicklung fähig, verworfen und daher nie ausgeführt.“

Zimmerhin aber zeigt sich hier deutlich die Art und Weise des gewöhnlichen Entstehens von A. Meißner's Romanen und ein gleiches geht aus seinem Briefe, Karlsbad 9. Freitag 1861. hervor, wo er schreibt:

„Heute Nachmittag ist des Bergmüllers Tochter (I. Band von Schwarzgelb) angekommen und sogleich von mir abgeholt worden. Ich erhielt es sogleich. Daheim angekommen, wurde Kaffee bestellt, eine feine Cigarre angesteckt und die Lecture begonnen. Nur drei Kapitel waren mir neu, zwei darunter sah ich in einer freilich unendlich verbesserten Gestalt wieder.“

Nun aber hat dieser I. Band zehn Kapitel; davon hat also H. Hedrich eines selbst geschrieben und zwei überarbeitet und auch von dieser Uebersetzung bemerkt Meißner einige Zeilen weiter, daß „selbst manches gewiß nicht schlechter in jenen früher vorhandenen 2 Kapiteln“ gewesen und im November 1861 schreibt er:

„Von heute in acht Tagen kann ich eine bedeutende Manuscript-Sendung an Sie abgehen lassen; möge mindestens hie und da eine Mauer stehen bleiben können.“

was doch so viel heißt, als: Verändern Sie mir nicht zu viel dran.

Auch diese, wie so manch andre scherzhafte Wendung benützt H. Hedrich wieder dazu dem Leser eine seiner eigenen Lesarten aufzundthigen. Wenn man — um nur ein Beispiel von vielen anzuführen — wie er Seite 60 seiner Schrift behauptet: „Plan“ bedeutet nicht „Plan“, sondern ein ganz anderes Ding, da lassen sich allerdings die merkwürdigsten Schlüsse ziehen. Das geht schließlich so weit, daß er in der Briefstelle

„Prag 30. Dezember 1861.

„Fast wäre es besser, Sie ließen die Kapitel-Lücken, das wäre viel practischer.“

eine „äußerst bequeme und sogar höchst spaßige“ Zumuthung finden will und dabei gar nicht merkt, wie er damit den eigentlichen Sachverhalt darlegt.

Ja, diese von Meißner in unverkennbarem Unmuth ausgetoßenen Worte sind eine ganz deutliche Beschreibung der Art, wie beide zusammenarbeiteten und die auch vollkommen mit Meißner's Gewohnheit übereinstimmt. Ob die Aufgabe groß oder klein war, ein Roman oder ein Feuilleton, er warf zuerst immer das auf's Papier, was ihn am meisten beschäftigte, dazwischen blieben Absätze, zuweilen auch ganze Kapitel aus, so daß ein oder der andere Bogen nur zur Hälfte beschrieben war und oben oder unten, selbst in der Mitte, zu Anschlüssen Raum ließ. Diese Verbindungen wurden später nachgeholt, zeitweise sogar mehrere Bogen eingeschaltet, was auch bei Wiederauflagen geschah, da sich Meißner im Feilen nie genug that.

Das also sind die **Kapitellücken und diese ließ Meißner offen. Seinem Freunde aber blieb es überlassen, dieselben auszufüllen.** Wenn demselben die im Verdrusse hingeworfenen und niemals wirklich gemeinte Zumuthung, dieses Verhältniß einmal umzukehren, spaßig und für sich unbequem erscheint, so kennzeichnet das hinreichend seinen Standpunkt, der aber sicherlich nicht demjenigen entspricht, welchen er nach seinen jetzigen Angaben eingenommen haben will. Der **wirkliche** Autor hätte dagegen nicht nur nichts einzuwenden gehabt, sondern wäre von vorneherein darauf bestanden.

Bedürfte es noch einer weitem Bestätigung, so giebt dieselbe der Brief:

„Karlsbad 9. August 1869.

„Und nun, warum nicht mehr diesmal? Doch es ist wahr, Sie brauchen es“

Also Meißner's Arbeit zur Aulehnung, denn die eigene würde er doch wohl nicht mehr brauchen.

Als unberechtigtes Drängen wird sich diese Stelle kaum auslegen lassen. Eben weil Meißner alles noch einmal zu überarbeiten hatte (Selbstgeschaffenes und Beigesteuertes), wünschte er Beschleunigung, aber auch der Mitarbeiter, der heute dies Drängen als unkünstlerisch und fabrikmäßig verwirft, thut, wenn ihm das Material ausgeht, dasfelbe.

Meißner schreibt:

„Prag, 6. Oktober 1862.

„Nur ein paar Worte in aller Eile! Sie wollen, ich soll gleich schicken, ich thue es und raffe zusammen, was ich habe.“

und

„Prag, 28. August 1867.

Da Sie nun drängen, sende ich, was ich eben für brauchbar halte“

Da ist es denn doch Herr Hedrich, welcher drängt und Meißner sendet seine von Herrn Hedrich heute so wegwerfend behandelten Vorarbeiten. So z. B. mit eben demselben Briefe:

„Anbei sende ich den Anfang des 7. und 8. Kapitels. Daß ich nicht das Ganze sende, hat folgenden Grund.“

woraus Herr Hedrich den Schluß zieht, daß er es war, „der den 1. Band zu Ende weiterschreibt“. Diese Aufgabe fällt allerdings bei genauer Untersuchung nicht überaus schwer in die Waagschale. Der Band schließt eben — mit dem Kapitel 8.

Meißner also giebt, was er im Augenblicke gerade hat, was er aber dagegen wünscht, sind:

„Prag 13. Dezember 1861.

„Nur fünf Zeilen Programm zur Orientirung, dann liefere ich gewiß rasch etwas, worin doch manches Gute“

oder

„Prag, ohne Datum“

„Nur ein paar Zeilen Programm, damit wir nicht collidiren.“

Nun, mehr kann auch in ein paar Zeilen füglich nicht enthalten sein.

Der Beweisführung Herrn Hedrichs auf Schritt und Tritt zu folgen würde zu weitläufig werden und mir liegt daran, daß diese Antwort nicht zu lange aussteht. Auch genügt, glaube ich, das Bisherige.

Ich will darum eine Reihe von derartigen Randglossen, zu denen sich genug Anlaß fände, übergehen und nur noch des Briefs, *Café de la Concordia*, Genova, 1. Mai 1863, erwähnen. In einer sogenannten „Vision“ schildert er seine Empfindungen; es sind keine angenehmen und ziemlich unverhohlenen zeigt sich das Mißvergnügen an der übernommenen Verpflichtung.

Meißner war zu Herrn Hedrich gereizt, weil er sich in Folge neuer Forderungen desselben mit ihm entzweit hatte und von Herrn Hedrich bedroht wurde. Das schwere Opfer der Versöhnung brachte Meißner, indem er auf den drängenden Vorschlag Herrn Hedrichs die „Schätze von Sennwald“ unter seinem eigenen Namen zu versenden, einging. Schon daß Meißner das Manuscript nicht einmal abschreiben ließ, was doch so leicht geschehen konnte, sondern in des Autors eigener Handschrift fortschickte, ist ein Beweis seiner unüberlegten jedoch wohlwollenden Absicht, Herrn Hedrich zur Anerkennung zu verhelfen. Weshalb hätte er das Buch „erringen“ sollen? Doch wohl nicht um des Honorars willen, auf das er ja selbst Vorschüsse machte? Oder wohl gar des Ruhmes wegen? Das macht man niemand glauben, der sein abfälliges Urtheil über dies Werk vernommen. Auf die Frage aber, wo der Zwang lag ergiebt sich die Antwort von selbst: — In der rücksichtslosen Ankündigung des Skandals, dem die Stirn zu bieten, Meißner nicht stark genug war.

Leider hatte Alfred Meißner kein so „gutes Schicksal“, welches darüber „wachte“, daß seines Freundes Mittheilungen ebenso sorgsam aufbewahrt blieben. Unvorsichtigerweise hat er vor seiner Ueberjiedlung von Prag nach Bregenz mit den alten Manuskripten einen großen Theil all seiner Papiere vernichtet; immerhin ist das übrig gebliebene Material *) noch ziemlich ausreichend, und ich gebe hier, nicht eine beliebige Auswahl von Briefen, weil es mir widerstrebt, Privatverhältnisse an die Oeffentlichkeit zu ziehen, sondern in einem gewissenhaften kleinen Auszuge nur, was unmittelbar auf die vorliegende Frage Bezug hat.

Wenn Herr Hedrich im Laufe der Zeit auch vergessen hat, wie sehr er sich, von allem Anfange an, dem Freunde verpflichtet fühlte, so kann er seine Erinnerungen daran, wie an sein ganzes Verhältniß zu demselben und zu dessen Arbeiten an seinen eigenen Briefen auffrischen.

Er nennt Meißner wiederholt seinen Pylades, seinen Herzog Alfonso, seinen Wohlthäter.

In zahlreichen Briefen aus jenen Jahren nach Ihrem Beisammensein am Gmundner See ist von der Dankbarkeit die Rede, welche Hr. Hedrich gegen Meißner empfindet. So schreibt er am 3. Jänner 1852. an Stein.

„Es thut mir leid, daß meine freieste Zuneigung zu Ihnen durch die Gefälligkeiten getrübt sein muß, die Sie mir so zahlreich erwiesen haben. Sie, der meinen erleuchteten Egoismus besser kennt, als viele andere, aber noch immer, ich gestehe es, nicht tief genug“

2. März, Stein. 1852.

„Ich wollte Sie irgendwo vom Tode retten, um die Abtragung meiner Verpflichtungen gegen Sie damit anzufangen.“

am 3. Mai. Stein. 1852.

„Sie sind glücklich, wenn es Ihnen immer wie bei mir gelingt, das Hochherzige mit dem Vortheilhaften zu verbinden und zu erreichen. Ist Pylades so berühmt, weil er dem Dreß auf alle Hofbälle und Jagdpartieen folgte? Wer außer einem Thoren wird über den Sämann lachen, weil er den Samen auf die Erde streue, statt es zu mahlen und zu verbauen? Daß dieser doppelte Gesichtspunkt der Zeitkern Ihres Benehmens ist, das wissen Sie ohnehin, aber es ist an mir, zu bezeugen, daß ich es erkenne.“

Doch laufen gleichzeitig auch Selbstcharakterisirungen mit, die höchst bemerkenswerth sind, wenn man dagegen hält, was er gegenwärtig von seiner „vertrauensvollen Sorglosigkeit“ sagt, während er gleichzeitig und ohne den Widerspruch zu merken, von den künstlich angebrachten Anagrammen erzählt, die er am Schlusse der Novellen „die Prinzessin von Portugal“ und „Norbert Norson“ doch eingestandenemassen nur zu dem Zwecke eingewebt, seinem Freunde **Fallen** zu stellen. Zwar beweisen sie nicht, was sie beweisen sollten, die volle Autorschaft, denn sie sind eben in Sätzen angebracht,

*) Hinterlegt.

welche Meißner nicht änderte, aber sie beweisen doch etwas, nur etwas ganz Anderes.

Der Mann, der so vorgeht, bezichtigt Meißner, „persönlichem Vortheil bedenkenlos, ja gewaltsam nachzustürzen“, woran er sich jedoch kein Beispiel nehmen wollte. Und doch schreibt er schon in einem politischen Excurse:

17. April Traunkirchen. 1852.

„Ich will nicht mehr der arme Kaufmann sein, dessen Waaren geraubt und dessen Schiff zu Grunde geschossen ist und der zum Ufer schwimmt und dort als Ehrenmann bettelt. Ich will lieber den Seeräuber bewundern und sein kurzes Glück und seinen muthigen Untergang theilen“

„Was Sie über das Verhängniß sprechen, das über uns hängt, so ist es kaum hinwegzuwälzen, wenn wir Glendower in der Poesie bleiben und im Leben Blutzengen einer Idee genannt werden wollen.“

Er nennt sich mehrmals selbst „Glendower II.“ nach der in „Reginald Armstrong“ vorkommenden Figur, die ihm sehr gefällt und „einer idealen Auffassung und Behandlung“ würdig zu sein scheint. Eigenthümlicher Weise eine Verkörperung von Schärfe, Herzlosigkeit und Egoismus, ist Glendower der böse Rathgeber seines Freundes. — Weiters, zuerst mit Bezug auf eine Prager Aufführung des Stückes.

11. März, Stein 1852.

„Ihre dramatischen Erfolge erfreuen mich so sehr, als ob ich selbst kein Dramatiker und nicht Hedrich wäre. Ist es edel oder für mich betrübend, daß mich die Trophäen von Marathon nicht unglücklich und schlaflos machen?“ „Daß unserm Jahrhunderte die freie Gemeinde und gesetzgebende Gewalt lieber sein sollte, als eine reiche Partie oder der verstoßene Weg zu irgend einem Ehebette, kann nur der glauben, den der revolutionäre Fieberwahn noch nicht verlassen hat.“ „Ich wünschte, daß es mir vergönnt wäre, recht bald in einer romantischen Solitude mit Ihnen an den Bildern weiter zu malen, die wir bei wechselseitiger Anregung und Aneiferung längst entworfen haben . . .“

Hier schon ist von Austausch und Besprechung der Pläne die Rede, doch nirgends von gemeinsamer Arbeit. Herr Hedrich setzt all seine Hoffnungen in ein Stück „Mokagama“, an dem er arbeitet und die Freunde sind gewohnt, sich gegenseitig Ihre Arbeiten zur Beurtheilung zuzuschicken.

21. Dezember 1852. Gotha.

„Sie dagegen müssen soeben wo ich schreibe den 1. Akt des Mokagama erhalten haben. Daß mir alles daran liegt, Ihr Urtheil darüber gleich zu hören, das können Sie sich denken.“

„Sie werden empfinden und erleben, daß Sie nichts wegwarfen, sondern daß Sie mit dem Pfunde ohne Absicht aber desto reichlicher gewuchert haben.“

Herr Hedrich braucht immer wieder eine Aushilfe und sagt, wenn Meißner selbst über Beengung klagt:

13. Okt. 1852 Weimar

„Ich kann es nur einem Stolze zumessen — über den ich jedes Urtheil zurückhalte — daß Sie jede elterliche Aushilfe zurückweisen.“

und als er eine Kaution von 100 R braucht, um in Weimar seinen Aufenthalt zu verlängern, weist er auf seinen Mokagama, der bald fertig werden und gewiß Erfolg haben wird, hin:

26. Novber 1852 Weimar.

„Darum mag es Ihnen nicht schwindeln, wenn Sie wieder aufgefordert sind, mir Ihre hilfreiche Hand in den Abgrund, wo ich liege, zu reichen.“

16. Jänner 1853. Gotha.

„Bei Ihrem bewährten Feuereifer alles für mich zu thun, dürft' es möglich sein, daß Sie bereits wegen dem Manuscriptdruck (des Mokagama) nach Leipzig geschrieben haben.“ „sollten etwa lange und am Ende gar vergebliche Unterhandlungen mit Grunow darüber stattfinden, so wäre es besser, daß Ihr freundlicher Antrag, den Druck selbst zu besorgen sogleich ausgeführt werde.“

. . . . „Sehen Sie mich gewissermaßen in den Stand, alles wiederzugeben, was ich empfangen mußte. Nur die tiefsten Eindrücke in meiner Seele reißen Sie mit keiner Gewalt heraus, die Sie mit nie ermattender Hand eingebrannt haben — und Ihr Bild behalte ich, als das Amulet, das in alle Zukunft die bösen Geister von mir abhalte, was es gewiß auf's Erfolgreichste gethan hat.“

Bis dahin ist nirgends von einer gemeinsamen Arbeit die Rede, die erste Andeutung taucht jetzt auf.

24. Dezember 1853. München

„Ich habe eben bei Lesen Ihrer Skizzen die Idee gehabt, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich würde 1—3 Nummern à la Dumas vom Genfersee schreiben. Sie hätten die Güte, diese als ihre Tagebuchsarbeit der Ostpost (ostdeutsche) anzubieten. Was meinen Sie, Abraham, zu dem Vorschlage des alten Levi? So würde ich doch ein wenig herauskommen. Beantworten Sie den Punkt umgehend. Ich habe nämlich in diesem Augenblicke die Skizzen gelesen. Ich finde die erste sehr gut. Einfach, wahr, gut beleuchtet, kein Saß verräth sich durch Breite, daß es um 4 Krzr. zu thun sei. Kuranda muß entscheiden, ob es seinen Lesern aufzutischen sei, ich würde keinen Anstand erwarten. Die 3. Geschichte scheint mir wird schwer zu erzählen sein. Doch in einer recht nächtlichen Darstellung wird es gehen, wo gewissermaßen der Wahnsinn und das Verbrechen eins sind und die culturhistorische Würdigung eines Artikels aus der gazette des tribuneaux fordern. Schicken Sie die 1. Nummer gleich nach Wien und lassen Sie sich von Kuranda Bescheid geben. Inzwischen würde ich an Ihrer Statt fortfahren. Ich finde die 1. Nummer sehr gut, besser als was ich in dieser Art seit lange gelesen.“ „Vergessen Sie dann nicht, mir über die projektirten Genferseeartikel Ihre Meinung zu sagen. Ich würde gleich anfangen.“

Hier, wo er sich im tiefsten Elende befindet, geht ein Antrag von ihm aus, der sich später wiederholen sollte.

Daß ein solches „für einander Einstehen“ schon vorher stattgefunden, ist durch deutliche Beweise ausgeschlossen, denn während er von einer Dramatisirung seines „Alten im Dorfe“ spricht und darüber Meißner's Rath einholt, schreibt er in Folge einer scharfen Kritik der Aufführung von dessen „Prätendenten von York“ (Warbeck) in Wien:

25. Novber 1855 Coburg

„Aber Freund, Oestreich hat den Namen, den Sie haben, Ihnen nicht gemacht — in Deutschland wird ewig die Wahlstadt für Sie liegen, wo Sie kämpfen werden. Ich glaube, daß bei den Recensionen, wie die letzten, gar kein Poet an sich irre werden kann. Der Zweck ist zu deutlich, der Schmäher blöckt zu offen die Zähne hervor. Von Hoftiwin angelockt, hat erst Hittl aus der Leihbibliothek den „Pfarrer“ kommen lassen. Er findet ihn famos, doch Hoftiwin bezaubert ihn. So, denk' ich muß es Tausenden gehen, denn noch giebt es Urtheil auf Erden. Es kommt nur darauf an, die Leute aufmerksam zu machen. Ich denke, daß Sie dasselbe fühlen und in meinem Wunsche übereinstimmen, weit weg vom „frostigen Isthos“, wie Ovid sagt, weit von den Sarmaten sich zu retten.“

Würde er wohl solcher Art von dem Stücke und in diesem Zusammenhang von Meißner's beiden Romanen sprechen und ihn mit dem Erfolg zu trösten suchen, wenn nicht Meißner, sondern er selbst der Autor derselben wäre?

Er nimmt ja in seinem Buche (S. 14) auch dies Stück für sich in Anspruch. Nun schreibt er aber:

München 18. Okt. 1855

„Groherstaunt bin ich zu hören, daß Warbeck fertig ist . . . Das ist ja wahre Lokomotiv-Arbeit. Ich rathe aber — 14 Tage haben Sie noch immer Zeit — nichts zu übereilen. Diese 14 Tage sollen Sie noch prüfen, austiefen, malen und abrunden . . . Wenn es Ihnen nicht zu umständlich wäre, mir es einzuschicken, ich würde es sehr gerne durchsehen.“

und (19 März) Leipzig Sonntag Mittag

„Ich werde Ihnen Warbeck von Gotha schicken. Ich habe in Numburg (?) 2 Tage daran wieder gefeilt.“

So beschaffen ist die „gründliche Umgestaltung.“

Vielleicht hält es Herr Hedrich dafür. Ein Dichter, welcher schon bei der Bearbeitung eines von einem andern stammenden Stoffes des zu dem Stücke „Mocagama“ nämlich stolz ausruft:

„Ah, qual pittore son io!“

hat reichlich so viel Selbstgefühl, um auch die grotesk übertriebenen Lobspprüche seines Freundes bloß für baare Münze zu nehmen. Der Glaube an sich selbst hat ihm ja nie gefehlt und auch — die Selbstbekenntniß nicht.

Wie malt er sich, wenn er angelegentlich einer im Zuge befindlichen Privatangelegenheit meint:

3. Jänner 1856. Coburg.

. . . „Ich könnte hoch hinaufkommen, besonders da ich von Natur ein Bißchen Verstand und Teufelei empfangen habe.“ „Das Schicksal macht mich zum Glendover.“

und wenn er es Meißner zuschiebt, sich aus Scheu in verblühten Ausdrücken gefallen zu haben, so kann er in verschiedenen seiner Briefe lesen, wie er selbst immer daran mahnt, unter Anderm:

„Coburg, 7. Okt. 1855

„Bei der Gelegenheit bitte ich Sie — sehr diplomatisch in Briefen zu bleiben.“

Immer drängt er den Freund, für ihn zu wirken.

18. Mai 1855. Gotha

„Die Gampe Affaire geht schneckenhaft. Pressen Sie Stöger (Prager Theaterdirektor) oder Haase, alle Welt schmutzig, Sie ewig großmüthig.“

Das sagt er zu einer Zeit, in der er nicht nur die Werke, sondern auch „die Finanzen für Meißner“ geschaffen haben will.

Doch muß er zugeben, daß es Meißner ist, welcher ihm Stoffe überläßt:

7. Februar 1856. Coburg.

„Vormittag bekam ich Ihren sehnlichst erwarteten Brief. Die Clairon hat mich sehr amüfirt und ich glaube, daß Phantasie, Unternehmungsgeist und Gaune, daraus viel machen können.“ „Ist sie fertig, so entscheiden Sie darüber, als hätten Sie Salomons Schwert, und sagen Sie mit endgültiger Stimme, wessen Kind es sei. Ich komme mir vor, wie eine Seifenblase. Hören Sie in den Strohalm zu blasen auf und ich bin hin.“

Da steht es von seiner eigenen Hand, daß er von Meißner nicht nur den Stoff, sondern auch die Vorarbeiten zu „Clairon“ und diesmal sogar als ein Geschenk empfangen. Wenn er (Seite 75 seines Buches) triumphirend darauf hinweist, es finde sich nirgends in den von ihm angeführten Briefen Meißner's eine Stelle, daß dieser die Romane erfindet, so läßt sich dem entgegenhalten, daß man auch in seinen Briefen eine solche Stelle vergeblich sucht. Unwiderleglich aber ist hier eine, welche Zeugenschaft darüber liefert, daß Meißner von seinen Ideen freigebig abläßt und daß Herr Hedrich nicht zu stolz war, sie anzunehmen und sich anzueignen.

Ein Jahr später erst ist das Stück fertig und Meißner soll sich nun wieder für Herrn Hedrich umthun, es auf die Bühne zu bringen.“

10. Februar 1857. Coburg.

„Auch mir ist zuweilen, wie bei Ihnen, daß alles Anstacheln keine Zeile zu wege bringt, zusammen würden wir beide fruchtbarer gewesen sein. Ich brauche Excitationen.“ . . .

Hier ist es deutlich ausgesprochen. Ja, immer, wenn sie beisammen sind, wird geschrieben, was sich auch an verschiedenen Stellen des Hedrich'schen Buches wiederfindet, nur daß es nach demselben einzig er allein ist, welcher schreibt. Aber wozu geht denn dann, wie z. B. in Intra, das Manuscript immer „aus einer Stube in die andere“, wenn er allein arbeitet? Doch damit ist der Brief noch nicht erschöpft. Es fällt dabei weiter ein bezeichnender Rückblick auf den von Meißner mittlerweile um zwei Bände verstärkten Roman „Hostiwin“, der nun unter dem neuen Titel „Sansara“ erscheinen soll

. . . „Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag in Bezug auf Campe. Ich nehme an, daß der Titel Sansara bleibt. Er scheint mir gut. Die Dedicacion an mich bleibt natürlich weg, statt dessen schreiben Sie eine Vorrede „(warum denn nicht er selbst, wenn er der Autor ist, wie er sagt?)“ in der die Bedeutung des Titels dem Publikum klar gemacht wird. Die zwei Koberbände (Hostiwin, bei Kober erschienen) lassen Sie sofort abschreiben. So wird sich die Sendung an Campe mit dem neuen was hinzukommt imposanter machen. An den Stellen, wo vom Bruder der Frau Kismeny geredet wird, müssen Sie eine Kleinigkeit verändern. Der Offizier heißt Graf Milowitsch, die Kismeny ist also eine geborne Milowitsch.“

Eins jener „Programme in fünf Zeilen“.

Und noch immer findet das Dankgefühl seinen Ausdruck, selbst die kleinste Briefeinslage, die von Meißner kommt, wird in diesen Jahren bejubelt.

„Von Ihnen ist mir in den ärgsten Wendepunkten meines Lebens nicht blos Vinderung, sondern mein letzter Halt geworden. Mög ich deshalb frei und glücklich werden, um Ihre Freundschaft mit derselben Kraft zu erwidern.“

Jeder von Beiden arbeitet für sich, die Pläne oder fertigen Arbeiten theilt einer dem Andern mit. Und anerkennungsvoll wird des Geschaffenen wiederholt erwähnt, wenn auch der Tadel nicht verhohlen bleibt.

1864 München.

„Gyges habe ich soeben ausgelesen. Die Sache hat unendlich gewonnen, und ich glaube, daß es auch so, wie es ist, druckbar wäre. Doch es hat etwas sehr mißliches, wenn man ein Product einen Producenten beurtheilen läßt, welcher wie ich vielleicht nicht immer und überall das liest und würdigt, was er auf dem Papier vor sich hat, sondern durch das Gelesene, da und dort angeregt, eigene Einfälle erzeugt und in diesen unbewußt fortarbeitet. Das hat den Nachtheil, daß man sich sagt: Es sollte manches so geführt sein, wie es ist, ohne daß es ausgemacht wäre, daß man Recht hat.“

Hierauf erwidert Meißner in lustiger Uebertreibung:

„Froh bin ich, daß Sie den Scherz „Gyges“ leidlich amusant finden. Wenn diese gebenedeite Himmelsfeder auch nur einen Zug, einen hingekritzeltten Schnörkel hineinbringt, so wird der Quarz zum Diamant.“

Herr Hedrich deutet diese Worte, die ich nach seinem Buche citire, wieder einmal so aus, daß er durch dieselben aufgefordert ward, „die Idee zu ver-

körpern und erst eine Geschichte daraus zu machen“, den Brief nennt er den „ganzen Beweis, daß ich „Gyges“ ausgearbeitet und zu dem, was er ist, erst gemacht habe.“ Und weiter folgert er daraus, daß überhaupt die besten Novellen Meißners von ihm sind. (Seite 96.) Doch sein Gedächtniß spielt ihm da einen kleinen Streich, es ist demselben ein Brief entfallen. Derselbe, von seiner Hand, lautet:

28. Mai 1864. München.

„Gestern und heute schreibe ich einige kleine Abänderungen an Gyges (und Candaulus) Wahrscheinlich morgen sende ich ab. Die Sache ist nicht so übel, wird gefallen, kein Zweifel. Jetzt weiß ich ganz klar wo das Gebrechen liegt. Eingang zc. trefflich, doch die Mitte steht nicht im Verhältniß mit dem Vorbau. Ohne große Unkosten suche ich einige wenige Bausteine einzufügen.“

So also verhält es sich mit der Mitarbeiterschaft an den in jenen Jahren entstandenen Novellen Meißners, ja Herr Hedrich, der an der Novelle „Balbina“ schreibt, ruft sogar den Freund herbei, wie am

6. Juni 1864.

. . . . „um zur Ausführung neuer Pläne vorerst mit Ihren Rathschlägen behilflich zu sein. . . . oder nimmt wieder in materiellen Sorgen zu ihm Zuflucht, was er, wenn er ein Unrecht darauf hätte, und wirklich „die Finanzen schaffte“, sicherlich in anderm Tone thäte.

1865. Sonntag. München.

„Ihr Brief ist gestern Mittags gekommen. Wie tief es mich gedrängt hat, gleich zu schreiben. so war es mir rein unmöglich, als sollte ein vom Grund des Wassers Gezogener sogleich reden“ „Wie soll ich Ihnen danken? Nicht erst seit den letzten Wochen weiß ich, wie dick die Mauern der Welt sind, wenn man Hilfe suchend, sie durchbrechen will“ „Ihre Freundschaft hat sich schon so an mir erprobt“

Meißner hat den Roman „Babel“ vollendet und sendet das Manuscript wieder an den Freund, der von der Aufnahme seiner „Balbina“ in die Gartenlaube angespornt, an einer neuen Novelle für dasselbe Blatt arbeitet.

1865. Samstag. München.

„Weider kommt mir, offen gesagt, ihr Packet zur Anzeit, wo ich eben in ganz heterogenen Ideen begraben liege. Dennoch werde ich die Sache ungesäumt so schnell als möglich — ein paar Tage — zu erledigen suchen und, wenn nichts mehr, doch meinen Rath oder meine Ansicht schreiben.“

1865. Montag. (wohl 2 Tage später)

„Die Festungsgeschichte ist in ihrer ersten Hälfte mit einer Frische geschrieben, die die volle Lebenswahrheit erreicht und gerade die Gatt, die durchblickt, scheint das Verdienst daran zu haben.“

Das sind doch fremde Arbeiten, die hier beurtheilt werden!

Und hier mag auch noch ein Anderes seine Stelle finden.

Wie kommt es, stellt sich unwillkürlich die Frage, daß sich Meißner gar nicht wunderte und nirgends verlegt auf das „Uebereinkommen“ verwies, als

Herr Hedrich diese Novelle „Valbina“ nicht unter dem „gemeinsamen“, sondern unter seinem Namen erscheinen ließ? Die Antwort lautet einfach: Weil sie, im Gegensatz zu den andern, Herrn Hedrichs eigene Schöpfung war. Und wenn der Autor (Seite 102) aus Weißners Anerkennung der Erzählung, die „farbenreicher als jede Ihrer früheren Sachen“ sei, herauslesen will, daß mit den letzten nur jene unter Weißners Namen veröffentlichten gemeint sein können, und Weißner damit hier ein umfassendes Bekenntniß unwissentlich entschlüpft sei, weil ja keine andern Herrn Hedrichs Namen trügen, so vergißt er bei dieser Gelegenheit, daß der Freund ja alle seine gedruckten, wie seine ungedruckten Arbeiten kennt und deren sind bis dahin — „Kain“, „Mokagama“, „Clairon“, „Clara“, „Baron und Gräfin“ und die beiden „Im Hochgebirge“ — meines Wissens, wenigstens sieben.

Die schon immer dünner gewordene Correspondenz scheint hierauf einige Zeit ganz auszusetzen. Es mag eine Meinungsdivergenz Ursache gewesen sein. Mit einem Briefe vom 22. April 1868 nähert sich Herr Hedrich reuevoll wieder an und motivirt sein längeres Schweigen damit, daß er der Meinung war, Weißner habe sich unmuthig von ihm gewandt.

„Ich weiß Nichts, was jetzt das Geschick über mich kommen lassen könnte, um mein Leben noch mit einer neuen Qual auszustatten, als wenn ich erfahren müßte, daß Sie sich aus einem vermeintlich gerechten Unwillen von mir für immer abgewendet hätten. Ich glaub es nicht, hoffentlich ist es nicht, die trozige Ungläubigkeit, die mir eigen ist, sondern die oft erprobte Ueberzeugung, daß ich Ihrer freundschaftlichen Fürsorge weit näher gestanden bin, als meiner eigenen und keinen Vorwurf verdiene, als daß ich zu unglücklich und zuweilen wie unheimlichen Mächten verfallen bin, so werden Sie den wiedererwachten Todten ohne Verzug grüßen und versichern, daß Ihre Freundschaft unangetastet geblieben ist“

und 25. Mai 1870. Montreux

. . . Mein letzter Brief war unter dem äußersten Drucke über mich hereinbrechender Fatalitäten entstanden, die vielleicht nicht über mich gekommen wären, wenn sich Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie mir zu jeder Zeit kundgegeben, vom Willen zur That erhoben haben würde.“

Das ist sicherlich nicht der Ton, in dem ein „Beleidigter“ schreibt. Es ist hiernach leicht auf die Art der Differenz zu schließen. Der immer und immer wieder zu Hilfe Gerufene, dürfte es müde geworden sein, dem Freunde, den er so oft aus der Noth riß, als unerschöpflicher Born zu erscheinen. Manche Freude bereitete er ihm, indem er mit ihm Reisen unternahm, oder sich in ländlicher Zurückgezogenheit mit ihm zusammenfand, wo sie dann wohl diesen und jenen Plan durchgesprochen und an diesem oder jenem Abschnitte eines Buches gemeinsam gearbeitet haben mögen. Nirgends geschieht aber in den Briefen der Weißner'schen Werke in der Weise Erwähnung, wie Herr Hedrich mit Stolz und Liebe unablässig von seinen eigenen

spricht, so z. B. durch drei Jahre fast von seinem, wie er jedesmal behauptet, stark vorrückendem „Dorstartüffe“.

Sowohl Weisner als Herr Hedrich hatten sich verheirathet und die auf Reisen und in ganz neuer Sphäre entstandenen Briefe haben so viel andere Dinge zu besprechen, daß sich für literarische Mittheilungen wenig Raum findet. Die gegenseitige Zusendung vollendeter Arbeiten oder von Theilen derselben hat aber nicht aufgehört. Herr Hedrich erwartet, daß ihm Weisner einen Verleger finde und spendet hinwieder seine Kritik, seine Rathschläge.

16. März 1873. Montreux.

„Ich arbeite immerfort und bin seit einigen Wochen so tief darin begraben, daß ich keinen Sinn für Alles Aeußere habe. Ich habe Ihr Mskpt. bisher nur angeblickt, doch nicht gelesen und kann es nicht, bevor ich nicht eine höchst schwierige Parthie meiner Arbeit beendet habe. Ich hoffe jedoch das in ein paar Tagen fertig zu bringen. Dann will ich ungefäumt an's Mskpt. gehen“ „In Thun habe ich den sogenannten „Scheerenschleifer“ fleißig fortgesetzt, doch am Genfersee plöblich liegen lassen, nicht aus Ueberdruß sondern mit großem Bedauern“ „Ich hatte nämlich unerwartet Inspirationen bekommen, die mich so anzogen, daß ich sie einige Tage im Kopfe ausspann und dann die Ausbeute nur notiren wollte, um gleich darauf an Scheerenschleifer zu gehen. Doch beim Niederschreiben erweiterte sich der Stoff“ „Ich habe auch eine dritte Geschichte angefangen — vor einigen Monaten, doch nur auf etwa 6 Bogen skizzirt.“

So secirt er in mehrere Seiten langer Besprechung am 29. Dzbr. 1874, Edinburgh, Weisner's Drama „Kleine Tyrannen“ und giebt manche Vorschläge zu Aenderungen, warnt am 5. März 1875, Edinburgh, Weisner an einer Tragödie „Cäsar Borgia“ zu schreiben, weil sie keine Bühne unter den heutigen Verhältnissen zur Aufführung annehmen würde, kritizirt am 5. Juni 1875, Aberdeen, das Gedicht „Eadal“ und beendet im Sommer desselben Jahres, wie er aus Niederdorf mittheilt, eine Novelle, für welche er noch keinen Titel weiß.

Hier drängt sich von selbst die Betrachtung auf: wie es denn kommt, daß er — wenn er seine Arbeit in das „gemeinsame Geschäft“ einzuschließen, oder, wie er vielmehr behauptet, die Produktion ganz und gar selbst zu beschaffen hatte — in all den Jahren immer noch einzelne Werke für sich allein behält und unter seinem Namen herausgab und daß dies auffallenderweise gerade die minder werthigen sind, wo doch gewiß eher das Gegentheil stattgefunden hätte, wenn die Dinge wirklich so liegen würden, wie er jetzt angiebt.

Im Herbst überfiedelte er an die Riviera. Und in einer Reihe von Briefen finden sich wieder Stellen, die ein eigenes Licht auf die Art werfen, wie sich Herr Hedrich an der Mitarbeiterschaft beteiligte und wie weit sich dieselbe allenfalls bei den von ihm beanspruchten Romanen höchstens erstreckt hat.

22. März 1876. Nizza.

„Was Ihr Romanprojekt betrifft, eine Figur à la Beust zu schaffen, so scheint es mir ganz gut, doch dürfte derselbe schwerlich den Helden bilden.“

Es handelt sich hier um die Idee des Romans „Feindliche Pole“, dessen Plan Meißner im Herbst desselben Jahres an Herrn Hedrich schickte, (von dem also nicht — wie er Seite 130 behauptet — derselbe ausgeht,) der damals seine „Niß Septimia“ beendet und an Hallberger eingesandt hat und mit dem „Dorstartuffe“ einen Versuch bei der deutschen Kundschau macht. Er will den Grundplan neu aufstellen.

„In einigen wenigen Tagen folgt das Erwartete“ . . . schreibt er am 26. Novbr. 1876 von Nizza, wohin er von einer Sommerfrische zurückgekehrt. Und am:

29. November 1876. Nizza.

„Gestern Abends hab ich nach harter Denkarbeit den neuen Plan zu Stande gebracht und heute zu schreiben angefangen und wenn ich nicht unterwegs einige Haselnüsse noch aufzuknaken gefunden hätte, so wäre er jetzt statt diesem Briefe abgeschickt worden“ „Der Brief hat nur den Zweck, den alten Plan zu kritisiren und damit den neuen in Ihrem Kopfe die Bahn freier zu machen“ (das führt er denn aus) „Beinahe Nichts blieb unberührt, doch ist es mit dem höhern conservativem Sinn geschehen, daß der Geist festgehalten, ja erhöht und alles Erhaltenswerthe beim Umbau verwerthet worden ist“ „Ich werde inzwischen sofort an den eingesandten ersten 2 Kapiteln die nöthigen Aenderungen vornehmen und die Erweiterungen. Wenn Sie den Plan genehmigen, so können Sie sich für eine Parthie entscheiden, oder ich will Ihnen eine wählen.“

Am 24. Mai 1877, Nizza, kommen Vorwürfe, daß Meißner das Manuskript nicht schickt. Endlich erhält er die Ausschnitte der „Presse“, in welcher „Feindliche Pole“ erschienen.

5. August 1877. Niederdorf.

„Gestern Morgens 9 Uhr kam Brief und das spannungsvoll erwartete Werk. Ich hatte mich gleich daran gemacht und es soeben zu Ende gelesen. Ich brauchte nahezu 10 Stunden dazu“ „Ich sehe natürlich, wie Ihnen die Eile nicht Zeit ließ, Vorgänge auszuspinnen, die ihrer Wichtigkeit wegen einer Expansion bedurft haben.“ . . . Nun folgt die Kritik. Es ist gar vieles Anders als er es sich vorgestellt und er schlägt eine Umarbeitung für die Buchausgabe vor. „Uebernehmen Sie die Ausföhrung des Schlusses, ich will die Einrichtung des Vorspiels, die beinahe einen revolutionirenden Akt erfordert, besorgen.“

19. August 1877. Niederdorf.

. „da ich mitten in der Aänderungsarbeit stand. Ich schreibe jetzt das 3. Kapitel. Die ersten zwei kommen vor Anfang, so daß das was jetzt das erste bildet, das 3. ist.“

Meißner geht aber diesmal ganz nach seinem eigenen Kopfe vor, und so macht ein Ausbruch des Unmuths der Correspondenz über diese Angelegenheit ein Ende.

31. August 1877. Niederdorf.

„Ich kann zu Gunsten meiner Einsendung nichts sagen. Wenn sie nicht für sich selbst zu sprechen vermag, bin ich stumm. Ich hatte den besten Willen. Werfen Sie die Blätter in den Papierkorb und sie thun keinen Schaden.“

Und so zeigt sich auch hier die Lesart, welche Herr Hedrich aufzustellen für gut befunden, als völlig unzutreffend, wie noch in manch andern Punkten, von denen ich nur noch den versuchten Nachweis, daß er es war der zu m Romane drängte, zum Aufgeben des Dramas, erwähnen will. Schreibt er doch noch im Jahre 1866, Mittwoch 10. Jänner“:

„Jetzt bei der Klara drängt es sich mir mit Macht auf, Was soll ich noch thun, um die Bahn zu brechen? Die Feder fällt mir beinahe aus der Hand. Oft sitze ich wie ein Tieffinniger und brüte über die Zukunft.“

(Auch dies Stück, war an Meißner geschickt „sein Urtheil“ darüber einzuholen:)

„. Klara war mein Trost meine Hoffnung. Es wird nichts. Raube refusirt.“

Und eben so verhält es sich mit der Schlussfolgerung (Seite 58), Meißner hätte gewiß nicht so genau Rechnung gelegt, wenn er der Schöpfer wäre. — Wenn ein Uebereinkommen zur Theilung bestand, so ist jene ja nur selbstverständlich, wie auch, daß Meißner einmal den ganzen Eingang schiekt, wo sich der Freund in Noth befindet. Aber auch dieser muß ja gewohnt gewesen sein, sehr genau Rechnung zu legen, schreibt er doch:

Gotha 4. 1854.

„Es hat 413 Seiten, der Abschreiber nahm 19 Groschen und 2 für Papier.“

So unzutreffend, wie die Beweise, zeigen sich auch die Behauptungen, die Ausmalungen der Umstände. Nach der Richtigstellung der letzteren hört es sich höchst sonderbar an, wenn er (Seite 126) sagt:

„Meine Abneigung, ihm noch ferner mein Gehirn zu leihen, war und blieb so unüberwindlich groß, daß ich gar so manchem höchst verlockenden, verführerischen Antrag widerstand und lieber alle Opfer brachte, als daß ich das alte Verhältniß wieder erneuert hätte.“

und doch gleich darunter anfügt, er habe trotzdem weiterhin noch helfende Hand angelegt,

„um Meißner's Namen, der mir mit angehörte, womöglich auf seiner Höhe zu halten und nicht sinken zu lassen.“

Und das mit dem schon damals festen Vorsatze, bei nächster Gelegenheit öffentlich zu erklären, daß er mit eben diesem Namen nichts mehr zu thun habe und sich von ihm unabhängig machen wolle, was ihn allerdings wieder nicht daran hinderte (S. 132), mittlerweile noch weiter von dem berühmten Namen für sich Vortheile zu ziehen.

Solche Widersprüche ließen sich manche nachweisen, gleich dem, wo er seine eigenen Manuskriptreste, die er in Händen hat und welche selbstverständlich das enthalten, was er geschrieben, einem „Fachmanne“ übergeben will, wiewohl er ein gerichtliches Vorgehen gerade aus Abneigung gegen solche Fachmänner aufgegeben zu haben behauptet.

Und auch an Ungenauigkeiten fehlt es nicht. So machen die in seinem Buche wiedergegebenen Briefe, den Eindruck vollständig zu sein. Sie sind es aber nicht. In beinahe all denjenigen, die ich, nach den mir eingeschickten, zu vergleichen in der Lage bin, sind Auslassungen zu constatiren. Und diese ausgelassenen Stellen sind keineswegs aller privater Natur, sondern in ihrem scherzhaften Ton, mit ihren arithmetischen Nachweisungen zumeist geeignet, die freundschaftlichen und finanziellen Verhältnisse der Beiden in ganz anderem Lichte zu zeigen, als dies Herr Hedrich thut. Man sieht da, wie Meißner Schulden macht, um dem Freunde zu helfen und dergleichen. Was aber fast noch eigentümlicher ist, als die Auslassungen, sind die Veränderungen, die gleichfalls mit unterlaufen. Eine davon ist nichts weniger als gleichgültig. Nach Herrn Hedrich's Buch, schreibt Meißner (9. August 1861): „Ich möchte die Kabinette beginnen“; in der mir geschickten Copie aber stand: „Ich werde die Kabinette beginnen“.

Entweder hat die mir zugesandte Copie nicht recht, und das darf ich doch nicht annehmen, da die Treue und Vollständigkeit mir mit einem feierlichen Eide bekräftigt ist, oder — es hat sich erst in's Buch der Fehler eingeschlichen. Scheinbar nur eine Kleinigkeit, die aber thatsächlich den Sinn total verändert.

Man mag zugeben, daß solche Versehen vorkommen können, — aber gewiß ist es auch, daß sie nicht vorkommen sollten!

Doch für solche Widersprüche und Ungenauigkeiten Vöfungen zu suchen, ist wohl eben so überflüssig als eine Erklärung der mancherlei Unbegreiflichkeiten. Man müßte sonst auch untersuchen, warum er eigentlich in der $\frac{5}{4}$ jährigen Frist nach dem Tode von Meißners Vater, bis er Meißners Verlobung erfuhr, nicht mit jenen Arbeiten hervortrat, von denen er (Seite 78) sagt:

„Meißner wußte aber auch noch überdies, daß weit mehr bedeutame Werke als die „Nachtstücke aus dem Hochgebirge“, in meiner Schublade verschlossen lagen, welche das Tageslicht nicht eher sehen sollten, als bis ich, von der Mitarbeiterschaft erlöst, als selbstständiger Autor dastehen und meine eigene Bahn weiter gehen würde.“

Aber auch über die Frage, wo sie denn sind, geht er wieder sachte hinweg, sonst hätte er ja mittheilen können, warum sie bis jetzt immer noch nicht gedruckt sind, warum unter anderm — da es doch heute an Zeitschriften in Deutschland wahrlich nicht mangelt — warum „Die Schätze von Sennwald“,

*) Vgl. z. B. Brief vom 14. Mai 1861, hier und in H's. Buch.

deren Urmanuskript er ja zu besitzen angibt, bis jetzt nicht erschienen sind, warum endlich seine sogenannten Enthüllungen nicht schon früher als im jetzigen Momente — nach vier und ein halb Jahren — als Buch in die Welt gesendet wurden.

Der Vormund — das bin ich — hat ihn daran nicht eine Minute verhindert und mit der „Vormundschaft“, das heißt, mit der Behörde ist er nie in Beziehung getreten.

Doch genug!

Dieser Briefwechsel erzählt hinreichend drastisch die **Geschichte einer Freundschaft.**

Was weiter aus dieser Freundschaft wurde, läßt sich aus den wenigen übrigen Briefen der letzten Zeit nicht herauslesen. Aufschluß darüber aber gibt Herrn Hedrichs Behauptung, schon an dem frisch geschlossenen Grabe aufgestellt, ein Denkmal seiner einst mit so starkem Nachdrucke betheuertem **Dankbarkeit.**

„Die wortgetreue Wiedergabe der hier ausgehobenen Briefstellen nach den eingesehenen Originalen bestätigen

Walther von Merhart
k. und k. Oberlieutenant i. d. K.

Dr. Hermann Dietrich“



A n h a n g.

Schriftstücke.*)

Meißner's letzter Brief, den er mir aus seiner Mappe übergab:

„Es bleibt nach dem, was in der Luft hängt, nichts übrig, als das Ende.

Die Sache ist so:

Er war ganz arm und ich, kurz gehalten, hatte auch nicht viel. Ich hatte ihn so gern. Es galt schneller zu produciren. Mit einer geringen That fing es an. Immer wollte ich umkehren, er trieb vorwärts: es geht nicht anders, es muß sein! So ward ich sein Gefangener. So entstand Buch um Buch. Ich mag nicht rechten um Mein und Sein in jenen Büchern. Legt man sie nebeneinander, wird man's merken. Die jahrelang herumgetragene Last drückte indeß auf mein Talent, ich hatte jemand durchs Leben zu tragen, das zog mich nieder. Nie eine herzhaft frohe Stunde — selbst Weib und Kinder sah ich zuletzt wie hinter einem Schleier. Als ich auf Davos war, fing er von Monaco aus plötzlich in anderm Tone mit mir zu sprechen an, drohte, drohte, drohte immer wieder mit „Enthüllung“. Er war der Jäger, ich das Wild. Ich hatte keine ruhige Stunde. Fieberhaft mühte ich mich für seine Sachen zu wirken, nur jene Bücher an die (ich) mit Hand gelegt reussirten. Da begann er mir zu mißtrauen. Und er forderte in einem fort. Und ich mußte lügen, um das Vermögen meiner Kinder intact zu erhalten. Ich wollte den Bund brechen — er zwang mich nur noch grimmiger.

Ich muß aber auch geistesgestört gewesen sein sonst hätte ich nicht thun können, was ich that.

Auf der Welt lebt niemand, der es begreifen kann und ich begreife es auch nicht. Langsam heranschleichender Wahnsinn, des immer im Zimmer eingeschlossenen Brütters — Wahnsinnsthat.

Ich wußte ja längst schon, was mich zuletzt von seiner Seite erwartete!
Also Wahnsinn!

Das Buch woran ich seit Jahren schrieb, habe ich vernichtet.

*) Hinterlegt.

Karl, Karl, niemehr könnte ich Dein ehrlich offenes Gesicht sehen. Hugo — mein Engel, Klärchen — diese Folterstunden, die ich verbergen mußte — Mama —

Sein Plan stand seit allem Anfang fest. Es lebt kein Mensch so hart wie er auf der ganzen Welt. Gott weiß, was er alles noch aufwühlt. Vielleicht hat er sich mit Prag 1870 in Verbindung gesetzt. Von Jago ist alles zu erwarten, er droht mit allem. Arme Kinder, arme Kinder! Heute früh noch meinen Antheil vertheidigen — so viel Kraft zum Kampfe hab ich nicht mehr! Es hätte mein Leben ohnehin nicht lange mehr gedauert — aber so hätte es nicht kommen sollen!

Doch noch immer weiß ich nicht, wie viel er eigentlich anspricht? Habe keine Ahnung — Aber weil die Zeitung für uns ausgeblieben und die Leute — Gott, wie gut, daß Marie das nicht erlebt

Wenn nur nicht die arme Mama —

Heute, in Lindau, ist mir der Gedanke gekommen, vor der Apotheke.

Ach, warum habe ich doch die ganze Geschichte, die ich zu Papier gebracht, wieder vernichtet! Wenn ich mich vor ihm arm stellte — der j. Cypressen stets steigert? was soll man denn einem Räuber gegenüber thun? Das Vermögen gehört den Kindern!

Zuletzt, und das ist der Kern der Geschichte, hat er mich durch Drohungen, wie eine Hyäne herumfahrend, „Sind Sie schon so weit gegangen müssen Sie noch soweit gehen,“ gezwungen, eine Geschichte, deren Auffindung und Idee von mir, als R. von mir Redaction anzubieten! Aber das schwöre ich heilig, ich that es mit der reservatio mentalis: der Redaction nach erfolgter Annahme dann zu melden: also seht, das ist H! dessen Sachen schwer anzubringen waren, so schlecht bezahlt wurden. Ich wollte ihm so die Hand reichen aus dem Abgrund, damit er endlich, endlich einmal aufhöre mich zu peinigen! Zu Geld und Namen komme!

Zwei Darstellungen aller Beziehungen habe ich geschrieben, aber wieder zerrissen. Das ist sehr dumm von mir gewesen. Eine angefangen, auch zerrissen.

Es ist schlimm, wenn man in der Jugend die Bekanntschaft mit einem Teufels macht. Man will sich seiner erwehren, er umgarnt, er läßt nicht los. Man ist an ihn gebunden. Er faßt ein Haar und hat den ganzen Menschen. Ich war seit 1854 an ihn gefesselt.

Nein! im ganzen Leben habe ich niemand wissentlich getränkt, vollends niemand Böses gethan. Nur — in letzter Zeit war ich verrückt.

Und so muß ich in den Abgrund sinken und die Sache aufzuklären habe ich nicht die Zeit mehr.

Wie wird man jetzt meinen Namen herunterreißen! Die Lüge in allem suchen! Nichts Gutes mehr an mir finden!

Thue, Karl, ich beschwöre Dich, was gethan werden kann. Versuche es, die Mama zu trösten. Sei den Kindern, den Waisen, Vater und Vormund! Laß das Andenken des Unglücklichen nicht zu sehr beflecken! Wird H. mich loslassen, wenn ich nicht mehr bin? Vielleicht.

Mein Licht erlischt. Der Morgen graut kaum. Hugo, Klärchen, Mama, lebt wohl! Verzeiht!"

Auf verschiedenen, zum Theil nur in abgeschnittenen Resten bestehenden Blättern, die unter allerlei Papieren zerstreut waren, finden sich noch folgende Bruchstücke von seiner Hand:

„die unter seinen vorhandenen Sachen noch das Beste war und die nach langen Verhandlungen 1850 gedruckt worden ist.

H. hatte nie die Universitäten besucht, auch die obern Gymnasialklassen nicht. Hedrich wollte nur Dichter sein. Er hatte einen Bruder zur Seite, der an ihm mit inniger Liebe, man darf sagen, mit Verehrung hing und dessen Manuskripte kalligraphisch abzuschreiben pflegte.

Im April 1848 wurde H., der sich uns immer mehr angeschlossen hatte, vom deutschen Wahlcomité für's deutsche Parlament auf die Kandidatenliste gesetzt und zu Tannwald gewählt, soviel ich weiß, als Ersatzmann. So oder anders, er kam im Sommer 1848 nach Frankfurt und nahm seinen Sitz im Parlamente ein.

Er hatte sich der äußersten Linken angeschlossen, ging aber wenig in die Sitzung, erschien nicht in den Clubsitzen, er faßte die Sache überhaupt mehr als Einekure und Diätenfrage auf. Ein einzigesmal, Mai 1849, hat er in offener Sitzung durch eine Excentricität Sensation erregt. Ich hatte ihm aus Paris ein scharlachrothes Flanellhemd mitgebracht, wie sie dort eben angefertigt wurden. Er hatte es über der Weste angezogen und verursachte dadurch, daß er aufstehend, den Rock plötzlich aufknöpfte, gewaltiges Aussehen.

Ich habe in Frankfurt mit Hedrich eigentlich wenig verkehrt, wiewohl wir im selben Hause wohnten. Als das Parlament nach St. übersiedelte, ging er mit und blieb in St. wohl ein volles Jahr blieb, ohne daß, so viel ich weiß, mehr als ein oder zwei Br.(iefe) gewechselt worden wären.

Erst 1851 trat ich ihm wieder näher. Er war nach Oesterreich zurückgekehrt hatte es aber dort wegen Bethheiligung an der Bewegung mit dem Gerichte zu thun bekommen. Er wurde in Tr. (aunkirchen) als Internirter zurück-

gehalten. Ich besuchte ihn „am Stein“, zog auch hin. Wir bewohnten zwei Zimmer neben einander. Er war noch immer mit der Umbichtung und Um-
arbeitung jener „Lady Esther Stanhope“ beschäftigt, die er uns vor drei Jahren in Prag vorgelesen hatte; doch hatte er endlich auch den Stoff zu einer Nov. „Schneider Hohlzahn“ gefunden und arbeitete daran.

Ausgestandenes Leid hatte ihn ganz verstört. Er litt an den seltsamsten Hallucinationen. Das Gebell des kleinsten Hündchens konnte ihn in einen Schrecken jagen, daß er zitterte und die Farbe wechselte. Und seit wir einmal zusammen im Kahn einen unbedeutenden Sturm erlebt, hätte er sich um keinen Preis mehr einem Dampfer anvertraut.

Im Herbst 1851 wurde Hedrich ein Pass „zur Auswanderung“ zugestellt. Er hatte Oesterreich sofort zu verlassen und wurde wie ein Verbrecher über die Grenze transportirt. Er war bettelarm. Ich gab ihm alles, was ich besaß. Er ging über Prag, das er seitdem nie mehr besucht hat, nach Weimar und als er auch von dort ausgewiesen wurde, nach Gotha.

Ich gab ihm aber noch eines auf den Weg mit, einen schönen Stoff zu einem Drama, den ich in Milnes Palmleafs entdeckt und mit ihm oft durchgesprochen hatte. Es war die Geschichte eines Sultans von Sudan, der als Sklave verkauft wurde. So brachte er ein Trauerspiel, Moccagama, zu Wege. Es war die Zeit, wo Ira Albridge Furore machte, vielleicht, dachten wir, läßt sich das Stück übersetzen, für diesen zurichten. Ich ließ das Stück als Manuscript drucken, es wurde an die Bühnen versendet, aber keine nahm es an.

Enthusiast. hatte ich mich für sein Talent verwendet.“

„So überließ ich ihm auch den Stoff zu einem Lustspiel Clairon. Er verarbeitete diesen, das Stück kam zur Aufführung, erlebte aber nur eine Vorstellung.

1859 hatte sich H. nach München gewandt, wo er lange Jahre bei Herrn Lehmann, Maximiliansplatz, gewohnt hat. Er war in steter Geldverlegenheit, schrieb Klagebriefe und ich half so viel ich konnte.

Er gewann eine Art Reputaion als angenehmer Gesellschafter und ausgezeichnete Schachspieler.

Er ließ zwei nov. Arbeiten „der Dorst. (artuffe)“ und „Miß Septimia“, ferner ein Drama Clara, das Lustspiel Clairon und einen Operntext Albano in meiner Hand, alle diese Sachen sollte ich vortheilhaft anzubringen suchen, der Stücke wegen mich die Direktion wenden. So verlange es die Freundschaft.

— — — — — „in der Verknüpfung der Fäden Rath zu geben. Da ich nie lange bleiben konnte habe ich vielleicht dann und wann wie soll ich mich erinnern was sich vor 25 — 20 Jahren zutrug? das Ms. in s. Händen gelassen und es ist mir von ihm partienweise nach Prag gesandt worden. Bei jungen gleichstehenden Freunden ist das nicht anders.

Es war eine Allianz, ein Bund, wie er nur in der Jugend besteht, bestehen kann zwischen Menschen, wobei einer dem andern traut.

Es galt viel und rasch zu produciren. Er sandte Zusätze und Einschaltungen. Aber alles, was er sandte, mußte neugeprüft, umgeschrieben, abgeändert werden, habe ich keine Zeile so, wie sie war, benützen können. Alles hatte die schreckliche Härte, Trockenheit und Düsterteit seines Charakters wie es seine Nachstf. a. d. H. (Nachstücke Aus dem Hochgebirge) zeigen, die ich 1862 mit einem Vorwort herausgegeben habe.

Man lese diese, stelle diese neben meine Bücher und ein Blinder wird den Unterschied sehen. Man lese s. *Balbina*, (*Gart. [enlaube]*) s. *Dorftartuffe*, *Hausfreund*, endlich s. *Sept. (imia)*.

Dabei rede ich gar nicht von der das ganze belebenden Idee, vom Plan, der mein war, mein!

— — — — — „oft allerdings hatte ich ihm die während des Winters geförderten Arbeiten vorgelesen, zuweilen auch, wenn die in der Sommerfrische durch Gesellschaft, Bergpartieen in Beschlag genommene Zeit die Lecture nicht gestattete, diese und jene Rolle in der Hand gelassen. Er hatte zuweilen einen Strich über eine halbe oder ganze Blattseite gezogen, oder ein „Besser weg!“ hingeschrieben oder ein Umstellen! manchmal auch ein paar Zeilen hinzugesetzt, einen Vorschlag, den ich annahm oder nicht annahm. Aber so etwas ist ja in der Produktionsweise der Jugend, und wir waren damals jung, doch bei Freunden etwas ganz natürliches.

Aber, mein Gott, schrieb ich ihm dann zurück, und hätten Sie mir auch die größten Dienste geleistet, einmal müßte doch der Dank dafür abgetragen sein! Dafür soll ich Sie doch nicht mitf. ihrer Frau am Spieltisch v. Monaco erhalten? Hundert Freunde sind in Prag bei mir gewesen, 100te haben mich früh und spät an der Arbeit gesehen — Wie viele von der Münchener Schriftstellerwelt Sie gesehen haben — steht dahin — Ihre Arbeiten sind doch nicht so viele und jede Zeile darin sieht anders aus, als eine Zeile von mir.

Von den Anekdoten, die Sie mir erzählt, haben sie zweimal welche aufgeschrieben und eingesandt — zweimal habe ich sie für eine umfangreiche

Novelle benützt. Dagegen ist der Stoff Ihres Moccagama und Ihrer Clairon von mir.

„Eine verhält. ruhigere Stimmung trat ein. Er brachte mir die „Sch. v. S. (Schätze von Sennewald). Das M. (anuskript) wurde mir zur Lect. (ure) übergeben. Ich gestehe, daß ich es nur sehr flüchtig gelesen oder vielmehr nur angesehen habe. Meine Führung war beibehalten, aber die Figur eines von den grausigsten Hallucinationen verfolgten Diebes, des Maurers Sojka, hineingestellt. Diese Figur, deren Sie sich erinnern werden, war allerdings ausgezeichnet gemalt und hatte ein fatale Aehnlichkeit.

Dieses außerordentliche Werk, sagte Hebrich, muß unter ihrem Namen erscheinen.

Darauf kann ich nicht eingehen!“

„gelassen und ruhig lassen können, erwiderte ich. Nach der Annahme durch eine Redaktion hätte ich doch sofort die Arbeit als die Ihrige erklärt. Was brauchte ich es da noch?

Sie werden schon noch von mir hören, erwiderte er. Das wird einen großen Lärm geben. Ich werde meinen Namen, der bisher sogar in Brünners Lexikon und in Kürschners Taschenbuch der 10000 deutschen Schriftsteller fehlt, noch bekannt machen. Alle meine Stücke werden noch gespielt werden, Baron und Gräfin, Clairon, Clara —

Er murmelte es und versank wieder in das öde finstere Schweigen der Geisteskranken.“

In einem Heftchen, aus dem eine Anzahl Seiten, wohl mit Notizen anderer Art, herausgerissen, sind mit Bleistift folgende vielfach eingeschaltete Zeilen hingeworfen:

„Ein böser Feind, ein grimmiger Verfolger hat mich aus meinem Hause und aus dem Leben gefagt. Seit dem Winter, als ich mit Marie in Davos war, ist er hinter mir her und ich habe die letzten Jahre unter f. steten Bedrohung verlebt.

Meine Geschichte ist die: er war mein Freund, arm wie ein Bettler. Auf dem „Stein“ glaubte ich einen Bund für's Leben mit ihm geschlossen zu haben. Mein Biter hielt mich sehr knapp, Grunow zahlte schlecht. Ich hatte immer viel Pläne, Ideen, das Leben hatte mir ein reiches Material geboten. Ich arbeitete sie aus. Wir traten in eine liter. Allianz. Ich brachte jene Arbeiten, damit sie schneller vorrückten, trat er mit ein. Alles

was er gab, war so rauh wie seine ganze Natur. Alles was er gab mußte wieder von mir in die künstl. Form getrieben, die meine Bücher von 1 bis 1868 haben. Mein stetes Streben war, ihn auf s. eigenen Füße zu stellen, ihn zur Anerkennung zu bringen, aber das gelang nicht. Ich ließ s. Stücke Kain, Esther, Moccagama, Baron und Gräfin, drucken, ich verwendete mich für sie bei allen Direkt(i)onen), ich gab 1862 s. Nachtstücke heraus, nichts schlug ein.

Als mein Vater gestorben war und ich zu Vermögen kam, wollte ich die Verbindung lösen, die mir schrecklich wie eine Kette war, es ging nicht. Er ließ mich nicht los. Seit er sich in Monaco festgesetzt, zeigte er immer klarer und klarer die Absicht, mich durch Erpressungen auf's Aeußerste zu treiben. Ich mußte mir ihm gegenüber helfen, so gut es ging, mußte suchen, das Vermögen meiner Kinder zu schützen.

Er fand keine Stoffe. Er las kein Buch. Da nahm er — etwa 1880 — einen meiner Pläne mit fort und hat ein Buch die Schätze v. S. daraus gemacht. Er hat mich gezwungen es als mein Werk allen mögl. Redact(i)onen anzubieten, damit es den Vortheil meines Namens habe und überhaupt gelesen werde. Ich that es nach furchtbarem Kampf und mit dem inneren Vorbehalte — sofort nach erfolgter Annahme der Red. den Sachverhalt zu melden, es als sein Werk zu nennen, auf das ich so lediglich hingewiesen. Ich dachte ihn dadurch zu retten, emporzureissen, ihn und mich von ihm zu befreien. Alle haben abgelehnt. Indesß s. Absicht, wie ich sehe, ganz andere. Ich bin dem verschl. Mann in eine Falle gegangen. Ich habe es zu büßen, daß ich in meiner Jugend einen däm. Menschen lieb gehabt habe, der ein größerer Teufel als Jago ist. Gebt Euch den Teufel zc.

Sein Dorst. (artuffe) s. Sept. (i mia) die er mir anvertraut, wurden von mir nach allen Seiten versandt, sie kamen heim und mußten in bescheiden Zeitun. angebr. werden. Dadurch erst habe ich s. Wuth zu lichten Fla(mmen) gebracht und nun trägt er sich, wie es scheint, mit der Absicht, was von früheren Werken von mir da ist, ich weiß nicht wie viel zu beanspruchen, als sein Werk darzustellen. Was kann ich dagegen thun? Die Dinge liegen so weit zurück. Er ist wie von einer fixen Idee beherrscht. Wie kann ohne Aufzeichnungen nach so langen Jahren feststellen, was mein, was sein? Das Alles läßt sich nicht anders lösen, als ich es thue. Nie könnte ich wieder, lieber Karl, in Dein offenes Gesicht sehen. Den gerichtl. Streit über Mein und Dein an jenen Büchern kann ich nicht ausfechten. Ausgang, Plan Figuren, Vorarbeiten jeder Art — war mein.

Seit Jahren schon ist mir alle wirkl. Freude am Leben benommen, selbst die Gesichter meiner lieben Kinder sehe ich nur durch einen trüben Schleier. Ich habe dies nicht weiter so forttragen können.

Trauert nicht zu sehr, liebe Mama, liebe Kinder. Wie lange hätte ich noch bei Euch bleiben können? Ich bin weit weniger gesund, als ich scheine. Ich rede nicht davon, aber es ist so.

Mich jammert um Hugo und Klärchen, denen ich einen reinen, vollen Namen zu hinterlassen dachte und nun einen zweifelhaften erben. Dessenungeachtet Klärchen und Hugo sollen des Vaters gedenken, der sicher immer gut mit ihnen war. Ich meine, kein Mensch in der Welt hat sich über mich zu beklagen gehabt.

Ich habe den Bruch mit ihm immer gefürchtet, so sind qualvolle Jahre dahingegangen, jetzt bin ich ruhiger als ich seit lange war.

Ich habe 2 Romane, an denen Ihr mich habt arbeiten sehen, verbrannt. Nicht soll an meine lit. Laufb. (wahrscheinlich „erinnern“) als meine Gedichte.

Zermalmt von ungeheurem Undank, ich geh und wir werden (uns?) nicht wiederfinden.

In unzählige Stückchen zerrissen fand sich endlich auf sechs Halbbogen folgender Anfang einer Klarstellung der Beziehungen M.'s zu H.

„Meine Bekanntschaft mit Hedrich stammt aus den letzten Tagen des Jahres 1847, wo ich ein Drama, Lady Esther Stanhope, das er unlängst geschrieben, kennen lernte.

Er war trotz seines deutschen Namens Czeche — Deutsch hatte er erst spät gelernt, war schon nach beendigtem Untergymnasium aus den Studien getreten, der Neffe eines reichen Prager Großhändlers, aber so gut wie mittellos, da Frau Popelka, die Schwester seiner verstorbenen Mutter, die ihm früher Unterstützung hatte zukommen lassen, irrsinnig geworden war und unter Aufsicht in einem isolirten Tract des Hauses lebte.

Er wohnte zwischen nackten Wänden und hatte kein einziges Buch im Zimmer, wie er auch später mit Ausnahme einiger römischer Classiker nie eines besaß.

Ich hatte bereits meine ersten Bücher geschrieben, hatte mir einen schriftstellerischen Namen gemacht und lebte, zwar vom Vater sehr kurz gehalten, in guten Verhältnissen. H. war unberühmt, drei oder vier Jahre jünger als ich und besaß nichts als seine Manuscripte. Ich konnte bereits auf ein bewegtes Leben zurückblicken, ich hatte eine Menge Pläne im Kopfe, hatte Schwung und Erfindung und producirte sehr leicht. Ich verwendete mich für den Druck einer Dichtung „Kain“, die nach langen Verhandlungen 1850 bei Grunow gedruckt wurde und wofür er 50 Thaler erhielt.

H. wollte nur Dichter sein. Er hatte einen Bruder zur Seite, der ihm mit inniger Liebe anhing und die Manuscripte kalligraphisch abzuschreiben pflegte.

Im April 1848 wurde H. der sich uns immer mehr angeschlossen hatte vom deutschen Wahlausschuß für's deutsche Parlament auf die Kandidatenliste gestellt und in Tannwald gewählt, als Ersatzmann.

Im Sommer 1848, als ich schon in Frankfurt lebte, kam er dort an. Der eigentliche Abgeordnete war zurückgetreten. Er schloß sich der Partei des Donnerbergs an, ging aber wenig in die Sitzung, faßte die Sache überhaupt nur als Sinecure und Diätenfrage auf. Ein einziges Mal hat er sich bemerklich gemacht, durch eine seltsame Excentricität. Ich hatte ihm von Paris ein scharlachrothes Flanellhemd mitgebracht (Mai 1849) wie sie dort eben angefertigt wurden. Er hatte es über die Weste angezogen und verursachte dadurch, daß er aufstehend, plötzlich den Rock aufknöpfte, gewaltiges Aufsehen.

Ich habe mit H. in Frankfurt eigentlich wenig verkehrt, wie wohl wir im selben Hause wohnten. Er isolirte sich. Als das Parlament nach Stuttgart übersiedelte, ging er dahin mit und blieb dort ein volles Jahr, ohne daß wir mehr als ein paar Worte gewechselt hätten.

1851 war er nach Oesterreich zurückgekehrt, hatte es aber wegen seines Gangs nach Stuttgart mit den Gerichten zu thun bekommen. Er wurde in Traunkirchen als Internirter zurückgehalten. Ich besuchte ihn am Stein, wir bewohnten zwei anstoßende Zimmer. Ich lernte ihn näher kennen. Er war immer noch mit Umdichtung und Umarbeitung seiner „Lady Esther Stanhope“ beschäftigt, die er uns vor drei Jahren in Prag vorgelesen, er schrieb desgleichen an einer Novelle „Meister Hohlzahn“.

Ausgestandenes Leid hatte ihn ganz verstimmt. Er litt an den seltsamsten Hallucinationen. Das Gebell des kleinsten Hündchens vor einem Bauernhause konnte ihn schrecken, daß er flüchtend umkehrte und die Farbe wechselte. Und seit wir mit einander einen kleinen Unfall im Kahne erlebt, hätte er sich niemehr einem Fahrzeug, auch dem Dampfer, anvertraut.

Im Herbst 1851 wurde ihm ein Paß „zur Auswanderung“ zugestellt. Er hatte Oestreich sofort zu verlassen und wurde wie ein Verbrecher über die Grenze transportirt. Er war arm wie ein Bettler, ich gab ihm alles mit, was ich besaß. Er ging über Prag, das er seitdem nie mehr besucht hat, nach Weimar und als er auch von dort ausgewiesen wurde, nach Gotha.

In Weimar hatte er einen Dramenstoff, den ich ihm mitgetheilt und den wir oft zusammen besprochen hatten, zu einem Trauerspiel „Mocagama, Sultan von Sudan“ verarbeitet.

Enthusiastisch verwendete ich mich dafür und ließ es auf meine Kosten drucken.

Ich fuhr fort, als ich, von Leipzig herüberkommend, Hedr. in Gotha traf, für ihn zu thun, was ich thun konnte. Er ging 1853 mit mir an den Genfersee. Ich trug mich mit dem Plan eines „Pfarrers von Grafen-

ried", hatte ihn bereits größtentheils geschrieben. Ich wollte darin zeigen, welche Conflict die Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten in einem sanften, schwärmerischen Gemüthe bei total verschiedenen politischen Principien erzeugt. Dieser Conflict war mir ein persönlicher. Ich stand ja in Bezug auf politische Ueberzeugung in directem Gegensatz zu meinem Vater, dem ich andrerseits ein dankbarer Sohn war. Ich füllte diesen Roman mit Figuren die ich kannte. Der Pfarrer war ein in Sachsen lebender, seines Dienstes entlassener Pastor, die beiden Wölfe hatte ich auf der Redaction der Kdn. Ztg. kennen gelernt. In der Fürstin Pavergi, der Geliebten eines berühmten Tenoristen hatte ich eine russische Gräfin S. gezeichnet, die damals alljährig in Karlsbad durch Schönheit und Unweiblichkeit Aufsehen erregte.

Alles war theilweise aus mir herausgewachsene Empfindung, theils persönliche Erfahrung. Natürlich gab ich Hedrich das Manuscript in die Hand, als wir uns 1854 in Gotha trafen. Es gibt in der ganzen Welt keinen jüngeren Schriftsteller, der nicht seine Manuscripte den Freunden zu lesen gibt. Manche veranstalten Leseabende, nehmen von vielen Seiten Einwendungen entgegen und arbeiten darnach um. Mir war Hedrich, in dessen Wesen glühende Phantasie und eiskalter verschlagener Verstand beisamen waren, Autorität. Ich änderte nach seinem Rathe, gestaltete um.

In Prag nahm ich es wieder auf, alles wurde umgeschmolzen, so ist das Buch 1855 bei Campe erschienen.

Ich entwerfe schnell, aber arbeite langsam. Zuerst schaffe ich einen Entwurf, in welchem ich dann modellire wie der Bildhauer in frischem Thone, endlich stelle ich aus diesem das Buch, wie es ist, her. In diesem Mediumstadium lernte Hedrich meine Manuscripte kennen, ich nahm seinen Rath entgegen. Er machte auch rasche Hinwerfungen, von denen ich manches aufnahm, vieles verwarf.

Mit dem Jahre 1855 etwa schwebte mir der große Stoff vor, den ich in meiner „Samsara“ niedergelegt habe. Ich hatte durch Johanna Schopenhauer in Karlsbad das Hauptwerk ihres Bruders, die Welt als Wille und Vorstellung, kennen gelernt und war einer der frühesten Leser dieses Buches. Nun schwebte mir vor, den heftigen Lebensdrang einer genialen Natur zu malen, der jedoch nur zur Schuld und Verletzung anderer führt. Zur Selbsterkenntniß gelangt, wendet er sich vom Leben ab, haßt sich selbst um seiner Vergehen, die er nothwendig verüben mußte, weil seine Natur eben keine andere war. Nun kämpft er sich wieder allmählig durch zur Versöhnung mit der Welt, dem Leben und sich selbst. So stand der Stoff vor meinem Geiste zu dessen Mittelpunkt ich den Herrn von Hostewin machte. Im Sommer 1855 kam ich mit H. in Streitberg zusammen, wo das geselligste Leben herrschte, dessen ich mich erinnere. Wieder gab mir H. guten Rath in vielen

Theilen. Die Beendigung eines großen, Jahre erfordernden Romans konnte nicht abgewartet werden, der erste Theil erschien in Kober's „Album“ als „Freiherr von Hofstewin“. Ich habe diese erste Hälfte mit einer warmen Widmung H. zugeeignet.

Den zweiten Theil konnte ich ihm zeigen, als wir von Koburg aus auf einige Zeit an den Lago maggiore gingen. Wir reisten bis nach Genua, kehrten bei unerträglicher Hitze um. In diesem Theile kommt erst das Schlagwort des Titels zum Vorschein und die eigentliche Idee des Buches tritt hervor. In Marietta Bonora hatte ich einen Typus aus dem Karlsbader Bürgerleben gezeichnet, im Marquis von Balmadonna eine Prager Figur.

Hier bricht das Manuskript leider ab. Nervös überreizt, von der Mühseligkeit, all die Einzelheiten aus dem Gedächtniß heraufzubeschwören und so die Nachweise zu führen, gequält, hat er wohl in einer der bei ihm zeitweise eintretenden Wallungen, die angefangene Auseinandersetzung zerrissen, wie er es schon bei andern Gelegenheiten mit Manuskripten gethan. Doch auch dies Fragment beleuchtet die Art und den Umfang der Betheiligung Herrn Hedrichs schon genügend und ich weiß, daß Niemand der Ansicht sein wird, diese im Angesicht des Todes gemachten Aussagen seien bedeutungslos, wie er, um im Vorhinein seinen Angaben Raum zu schaffen, die Welt zu überreden sucht. Sie sind im Gegentheil von der allerentscheidendsten Bedeutung. Sie sind das letzte Wort.

Auszug

aus der Abrechnung der Verlagsbuchhandlung Gebr. Pantel in Berlin für die Kinder
Alfred Meißner's.

Verkauft und mit 50 \mathcal{J} per Band honorirt:

Juni 1886.

Schwarzgelb	zu 4 Bänden	16 Expl.	<i>M.</i>	32.—
Babel	" 2 "	14 "	"	14.—
Neuer Abel	" 2 "	12 "	"	12.—
Sansara	" 4 "	34 "	"	68.—
Zw. Fürst und Volk	" 1 Band	13 "	"	6.50
Zur Ehre Gottes	" 2 Bänden	27 "	"	27.—
Novellen	" 3 "	33 "	"	49.50
				<hr/>
				<i>M.</i> 209.—

Juni 1887.

Schwarzgelb		8 Expl.	<i>M.</i>	16.—
Babel		4 "	"	4.—
Neuer Abel		5 "	"	5.—
Zw. Fürst und Volk		6 "	"	3.—
Novellen		3 "	"	4.50
				<hr/>
				<i>M.</i> 32.50

Juni 1888.

Schwarzgelb		1 Expl.	<i>M.</i>	2.—
Babel		2 "	"	2.—
Neuer Abel		1 "	"	1.—
Sansara		1 "	"	2.—
Zw. Fürst und Volk		1 "	"	—50
Zur Ehre Gottes		2 "	"	2.—
Novellen		7 "	"	10.50
				<hr/>
				<i>M.</i> 20.—

Juni 1889.

Schwarzgelb		2 Expl.	<i>M.</i>	4.—
Babel		2 "	"	1.—
Sansara		6 "	"	12.—
Zur Ehre Gottes		1 "	"	1.—
Novellen		4 "	"	6.—
				<hr/>
				<i>M.</i> 24.—

Summa Summarum *M.* 285.50

Die übrigen Prosawerke sind nicht in der Gesamtausgabe aufgenommen und für sie ist seit Meißner's Tod kein Honorar eingelaufen.

„Sectionprotokoll

der Leiche des am 29. Mai 85 Mittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr verstorbenen Herrn Dr. Alfred Meißner in Bregenz.

Aufgenommen von den Aerzten

Dr. Bär Jodok, k. k. Bezirksarzt.

Dr. Rank Carl, Arzt am Asyl Belle vue, Kreuzlingen.

Dr. Schmid Theodor, prakt. Arzt Bregenz.

Neuere Besichtigung:

Die Leiche ist ziemlich muskulös und von mäßig starkem Körperbau. Die allgemeine Hautbede ist blaß. Am Halse rechterseits befindet sich eine Schnittwunde, die am hintern Rande des Kopfnickers beginnt und bis zum rechten Rande des Kehlkopfes reicht. Eine zweite Schnittwunde beginnt hier selbst und zieht bis an den äußern Rand des Kehlkopfes linkerseits. Es ist die Haut und das Pletisma myoides durchtrennt, nicht aber eine tiefere Schichte. Die Wunde ist theilweise vereinigt, an den offenen Stellen leicht mit Eiter belegt. Die Wundränder sind scharf. Todtenstarre deutlich vorhanden. Pupillen beiderseits gleich.

Peripherie des Schädels horizontal:	56 cent.
Größter Breiten Durchmesser mittelst Lastenzirkel:	16,5 "
Größter Längendurchmesser:	17,5 "
Diagonale Länge (Kinn — Protuberant. ossis occipital):	24,5 "
Distanz der beiden Hochbogen:	14 "
Abstand der beiden äußern Ohröffnungen:	14,5 "
Abstand der Nasenwurzel zum äußern Gehörgang	11,5 "

Eröffnung der Schädelhöhle.

Schädeldach dünn, aber compact. Die Sulci der Art. mening. media tief gefurcht.

Die harte Hirnhaut an das Schädeldach im ganzen Umfange angewachsen. Die harte Hirnhaut oft, namentlich in der Gegend der Kranznaht ziemlich blutreich. An der innern Fläche aber glatt und glänzend. Die harte Hirnhaut an der äußern Fläche aber ist in der Gegend des Verlaufes der Art. mening. media stellenweise verdickt und getrübt und über das Niveau erhaben.

Rechts sind die geschilderten Veränderungen stärker ausgeprägt als links. An einzelnen Stellen befinden sich, namentlich rechts, kleine Pigmentflecke, dem Verlaufe der Gefäße folgend.

Die weiche Hirnhaut im Bereiche beider Stirnlappen, Schläfen-, Scheitel- und Hinterhauptslappen, sehr deutlich aber über der Fossa Sylvii getrübt, aufgequollen und mit einer wässrig gallertigen Flüssigkeit durchsetzt. Stellenweise zeigen diese Trübungen eine körnige Gestalt, an andern Stellen sind sie mehr flächenhaft. Die Gefäße der weichen Hirnhaut sind sehr stark mit Blut gefüllt, bis in die feinsten Verzweigungen, welche über den beiden Stirnlappen ein dichtes Netzwerk bilden. Diese feinsten Gefäße sind an ihren Endpunkten ektatisch verändert und mit Ampullenartigen Erweiterungen versehen. Die größte Masse des serösen Exsudates — milchige Trübungen, befindet sich im Arachnoidealsacke.

Die Windungen im Bereiche des Vorderhirns sind sehr zahlreich.

Gewicht des Hirns 1500 grm.

Die weiche Hirnhaut an der Basis zeigt dieselben milchigen Trübungen und stellenweise Verdickungen, wie an der Convexität. Die großen Gefäße daselbst sind atheromatös verändert und führen kalkige Einlagerungen. Der Anfangstheil der Arteria opthalm. trägt unmittelbar vor dem Eintritt in's foramen opticum eine Kalkeinlagerung von Erbsengröße. Die Gefäße zeigen im Allgemeinen geschlängelten Verlauf. In den Seitenventrikeln zusammen befindet sich eine vermehrte in der Quantität von einem starken Theelöffel blutig wässerige Flüssigkeit. Die Aderhartgeflechte sind mit kleinen gelblichen Bläschen belegt, die Gefäße selbst stark geschlängelt. (Hylatiden.)

Das Ependyon der Ventrikel ist fein granulirt. Die Commissuren des Gehirns erhalten, aber leicht trennbar; der Boden der Rautengrube von gleichmäßig grauem Aussehen; die Hörstreifen sehr stark entwickelt.

Der Streifenhügel zeigt deutlich *caputula externa* und *interna* sammt dem *claustrum*.

Die Hirnmasse ist weich, ödematös, auf dem Durchschnitte zahlreiche Blutpunkte, die sich abspülen lassen.

Die Hirnrinde über den Stirnlappen ist breit und hebt sich deutlich von der weißen Markmasse ab.

Eröffnung des Brustkorbes.

Die Knorpel des Brustbeins sind durchaus verküchert. Die Pleuraräume enthalten keine Flüssigkeit.

Die vordern Lungenpartieen beiderseits lufthaltig und ziemlich blutreich. Die hintern Partieen stark serös durchfeuchtet. Die Lungen allenthalben frei. — Leichtere Bronchialkatarrh.

Das Herz ziemlich groß, breit und schlaff, mit Fett überwachsen.

Die Muskulatur des Herzens dünn, keine Blutgerinselfasern enthaltend. Klappen alle schlußfähig.

Bauchhöhle.

Leber klein, braunroth, mäßig blutreich.

Milz von normaler Gestalt und Größe.

Magen nicht ausgedehnt und nichts abnormes.

Die linke Niere zeigt eine hühneraugengroße abgefaßte Cyste mit hellem Serum.

Die rechte Niere nichts Abnormes.

Die Blase zusammengezogen, leer.

Der rechte Prostatalappen vergrößert.

Diagnose,

Meningitis serosa.

Pachymeningitis externa, Leptomeningitis serosa, Artheroma arteriorum basal.

Cor adiposum. Atrophia fusca hepatis.

Die Todesursache ist die seit einiger Zeit bestehende und in den letzten Tagen acut gewordene Hirnhautentzündung.

Bregenz, 30. Mai 1885.

Bär, k. k. Bezirksarzt.

Dr. Rank, Arzt am Asyl Belle vue.

Dr. Schmid."

Schl u ß w o r t.

Nunmehr ist alles gesagt. Ich habe keine weitem Worte in dieser Angelegenheit.

„Laß das Andenken des Dahingeshiedenen nicht zu sehr verunglimpfen!“ so lautete die Bitte des Sterbenden. Um ihr nachzukommen, war ich gezwungen, den Schleier vollends hinwegzuziehen. Zu eng sind die Verhältnisse verknüpft, als daß ich ohne die Darstellung des vollen Zusammenhangs glaubwürdig und wahrheitsgemäß in die Vertheidigung eintreten konnte.

Die Versuchung läge nahe genug, hier auch noch die beiden Gestalten mit ihrem ganzen charakteristischen Gegensatz in ein Bild zusammenzufassen. Ich verzichte jedoch darauf.

Mühsam habe ich es über mich gewonnen, die Empfindungen, welche mein Herz erfüllen, zurückzudrängen und den Sachverhalt streng objectiv wiederzugeben. Es ist mir das wahrlich nicht leicht gefallen. Aber das Urtheil des Richters sollte unbeeinflusst bleiben und Richter ist in diesem Falle die **Gesamtheit der deutschen Nation**. Sie wird mit gerechtem und billigem Sinne entscheiden, ob sie einen ihrer gefeiertsten Dichter sich selber abzusprechen oder zu erhalten hat, — ob sie ein schwaches Menschenkind steinigen oder entschuldigen soll, das geirrt und gelitten hat, gefehlt aber auch gebüßt.

Ich sehe diesem Urtheil mit Vertrauen entgegen.

